 Lewald

Der Seehof.

Von

Fanny Lewald.

Mit 30 Illustrationen von Heribert König.

Zweite Ausgabe.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Der Seehof.

Von

Fanny Lewald.

Erstes Kapitel.



Man nimmt es den alten Leuten immer übel, wenn sie die Tage ihrer Jugend rühmen, wenn sie dieselben besser finden, als die Gegenwart, und doch sollte man sie deshalb mehr beklagen als tadeln; denn jene Behauptung spricht es nur aus, daß sie nicht mehr im Stande sind, der fortschreitenden Bewegung des Lebens und der Geister zu folgen, daß ihnen das abwägende Vergleichen und damit die Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit unmöglich geworden sind. Indeß ohne noch an solcher Stufe des Alters zu stehen, gelangt man zu einem Punkte, in welchem jedes Rückerinnern zum Vergleichen auffordert, weil man sich nicht verbergen kann, daß die Zeit und die Menschen in ihr sich geändert haben. Es fallen einem dann unwillkürlich Dinge und Geschichten ein, die man erlebt hat, die geschehen sind, und von denen man sich doch sagen muß, daß sie jetzt nicht mehr in gleicher Weise geschehen könnten. Damit wird dann leicht die Lust erregt, sie aufzuzeichnen, um ihr Andenken nicht untergehen zu lassen, und zu solcher Aufzeichnung nehme ich dieses Blatt zur Hand.

Es war ein Zufall, der mich heute in die Vergangenheit zurückführte. Ich hatte ein altes Dokument zu suchen, und während ich damit beschäftigt war, gerieth mir ein kleines Miniaturgemälde in die Hände, das ich seit langen Jahren nicht mehr angesehen hatte. Es stellte ein ganz junges, sehr schönes Mädchen dar, das nach der Sitte, welche im vorigen Jahrhundert herrschte, als Priesterin oder doch als Opfernde gemalt ist. Dieses Bildniß stammt aus dem Nachlasse meines Urgroßvaters her, der wie alle meine Vorfahren Kaufmann, und zur Zeit der ersten französischen Emigration ein sehr angesehener Handelsherr in unserer Vaterstadt Hamburg gewesen ist.

Ich hatte das Bild zum ersten Male noch bei Lebzeiten meiner Urgroßmutter gesehen und von ihr selber erfahren, daß es eine französische Prinzessin darstelle. Das war aber noch in den frühen Jahren gewesen, in welchen ich alle Menschen, die nicht meine Eltern waren, für meine Onkel und Tanten hielt, und so hatte sich denn in mir auch der Gedanke festgesetzt, diese Prinzessin sei meine Tante gewesen. Mich darüber zu wundern, war mir niemals eingefallen, denn Kinder wundern sich über nichts, weil jeder Tag ihnen neue Erfahrungen bringt, die alle etwas Wunderbares für sie haben. Indeß in meiner Phantasie hatte sich der Glaube an jene Tante einmal festgesetzt, und als dann meine Ansichten von den Verhältnissen und Zuständen um mich her sich allmählich berichtigten, hatte ich von jenem Erlebniß und von dem Bilde nicht zu sprechen gewagt.

Ob dies aus der Furcht geschah, man könne mir den Glauben an die schöne Tante zerstören, oder ob ich mich erinnerte, daß die Urgroßmutter das Bild mit einer gewissen traurigen Heimlichkeit beseitigt hatte, oder ob ich also aus Bescheidenheit nicht darnach fragen mochte, das weiß ich jetzt nicht mehr. Dafür aber schweben mir noch deutlich alle die phantastischen Ideen vor, die sich in meinem kleinen Kopfe in Bezug auf jenes Bild entsponnen hatten, und ich war schon ein ganz erwachsenes Mädchen, als ich mich, wenn ich mit meinem Nähzeug still da saß, noch oftmals mit der schönen Prinzessin beschäftigte und allerlei romanhafte Geschichten ersann, deren Heldin sie war, und die ich dann immer in in näheren oder ferneren Zusammenhang mit unserer Familie zu bringen versuchte.

Wir Mädchen waren damals, d. h. vor dreißig Jahren, viel romantischer gesinnt, als die jetzige Jugend, weil unsere Beschäftigung, selbst in den wohlhabenden Familien, eine ganz praktische war. Wenn wir den Tag über in häuslicher Arbeit thätig gewesen waren, konnten uns Schilderungen der arbeitenden Stände, wie sie jetzt in Dorf- und Stadtgeschichten und in allen den tausend kleinen Erzählungen Mode sind, nicht sonderlich reizen. Wir hatten an unserer eigenen Arbeit genug, trugen also kein Verlangen nach arbeitenden Bauern, nach Dienstboten- und Handwerkergeschichten, oder nach Schilderung der häuslichen Mühen und Familiennöthen, mit denen wir selbst zu thun hatten, und die zu bekämpfen und zu überwinden wir von unserer Kindheit an

erzogen wurden. Wenn wir am Abend unser Nähzeug fortgelegt, der Haushalt besorgt, für den Bedarf des nächsten Tages unter der Mutter Leitung das Nothwendige vorbereitet war, wenn die Lichter angezündet wurden, und nun die Ruhe des Feierabends begann, deren Genuß nur der Thätige kennt, so wollten wir für diese Zeit der Muße auch etwas Besonderes haben. Wir wollten nicht mehr an dasjenige denken, was wir eben selbst geleistet hatten, wir trugen auch gar kein Verlangen, unser Leben und unsere Zustände in einer besonderen Verklärung vor uns zu sehen, sondern wir sehnten uns nach etwas Höherem, wie wir es nannten, nach etwas, das uns dem täglichen Leben entrückte, das wir anstaunen und bewundern konnten; und ein Roman, der uns erbauen sollte, mußte sich um andere Dinge und Figuren bewegen, als um Landleute, Nähmädchen, Commis und Kammerjungfern, wie es jetzt geschieht. Ohne ein adeliges Fräulein, ohne eine Gräfin thaten wir es nicht, und sollte die Sache uns zu Herzen gehen, so mußte eine edle, schöne Frau das Opfer ihrer rücksichtslosen, unglücklichen Liebe werden, oder wir mußten, wie in den Romanen der guten Amalie Schoppe, wo möglich irgend eine Hofdame haben, die, in tugendhafter Liebe für einen schönen Kronprinzen entbrannt, sich schweigend zurückzog, und ein erhabenes Muster der Entsagung für uns wurde.

Jetzt freilich lächeln Viele über die Rührung, der wir uns damals mit solchem Genusse überließen. Die Vorzeit erscheint der jetzigen Jugend empfindsam und überspannt, denn diese letztere ist vernünftig. Entsagung gilt ihr für Thorheit oder Schwäche, die unglückliche Liebe ist aus der Mode gekommen. Die jungen Männer trösten sich in geschäftlichen Speculationen über eine fehlgeschlagene Liebeshoffnung, den Mädchen spricht man, wie mir scheint, sehr vor der Zeit, von der Erziehung für die Ehe, und das mag recht vorsorglich, recht verständig sein, ich tadle auch diejenigen nicht, die so empfinden, oder besser, die so denken können. Jedoch das Menschengeschlecht besteht nicht nur aus hülfsbedürftigen Kindern. Es sind auch Männer auf der Welt, die Anspruch haben an das Weib, und ehe das Mädchen zur Mutter heranreift, muß es sich gebildet und erzogen haben durch die Liebe und die Leidenschaft für den Mann. Die Mädchen trugen auch sonst weniger Verlangen nach der Ehe, als nach der Liebe, und mag die jetzige Generation auch noch so viele Vorzüge haben, leidenschaftlichere und zärtlichere Liebhaberinnen waren wir und unsere Mütter, und vollends unsere Großmütter gewiß. Eine recht romantische, eine unglückliche Liebe galt uns wie ein Adelsbrief des Herzens, und in meiner Jugend brüsteten wir uns schon etwas damit, wenn uns einmal eine recht romantische Liebesgeschichte in der Familie vorgekommen war.

In unserer Familie jedoch war zu meiner Zeit von Romantik nichts zu spüren. Wir bewohnten ein großes, helles Haus, hinter dessen hohen, spiegelblanken Fenstern ein ungewöhnliches Ereigniß gar nicht an seinem Platze ge-

wesen wäre. Meine Onkel und Tanten von beiden Seiten der Familie waren eben so behaglich eingerichtet, und selbst in dem alten Gebäude, in welchem unser Urgroßvater sein Geschäft begründet hatte und in dem die Großeltern wohnten, sah Alles so bürgerlich tüchtig und so einfach aus, daß man gar nicht darauf kommen konnte, auch nur an irgend eine Spukgeschichte, geschweige denn an einen Roman zu denken. Man machte sich sogar eine Art Familienstolz daraus, keine Geheimnisse zu haben, und Alles, was die Einzelnen oder die Gesammtheit betraf, in Gegenwart der Kinder besprechen zu können.

Nur über einen Bruder meines Großvaters, der Emil geheißen hatte, und als ein nachgebornes Kind der Liebling seiner Eltern gewesen sein sollte, sprach man nicht. Alles, was ich und meine Altersgenossen über ihn gelegentlich erfahren oder eigentlich errathen hatten, beschränkte sich darauf, daß er sehr jung nach Amerika gegangen und nicht zurückgekommen war. In einer Handelsstadt, in einer Familie von Kaufleuten, in welcher die Männer, die sich fast ohne Ausnahme in fremden Welttheilen versucht, und mannigfache Gefahren überstanden hatten, lag aber in solchem Verschwinden eines jungen Menschen nichts, was uns Nachlebende wesentlich hätte beschäftigen können, und als ich später aus der Familie in die Welt getreten war, dachte ich viele Jahre hindurch nicht an den verschollenen Großonkel oder gar an sein Geschick. Nur bei dem Tode meines Vaters, der einige Jahre nach des Großvaters spätem Ableben erfolgte, wurde ich an den Großonkel erinnert. Mein Vater hatte nämlich ein kleines Besitzthum desselben, ein Landhaus, aus der Erbschaft des Großvaters überkommen, und es fragte sich jetzt, da mein Vater gestorben war, wer fortan die Beaufsichtigung desselben übernehmen sollte. Es war von diesem Landhause wohl gelegentlich einmal gesprochen worden, aber trotz der großen Pietät, mit welcher Jeder in der Familie den Willen der verstorbenen Großeltern aufrecht zu erhalten bestrebt war, hatte ich doch zu bemerken geglaubt, daß schon mein Vater die Erwerbung des Seehofs eher als eine Last, denn als eine Annehmlichkeit für sich betrachtet hatte. Im Ganzen war jedoch, wie schon gesagt, von dem Landhause sehr selten die Rede gewesen, und ich wußte nur, daß es dem verschollenen Großonkel Emil gehört, und daß die Urgroßmutter es in ihrem letzten Willen ausdrücklich festgesetzt hatte, den Seehof nicht eher zu verkaufen, als bis achtzig Jahre nach der Geburt ihres Sohnes Emil, des Besitzers von Seehof, verflossen sein würden.

So lange ich denken konnte, war Niemand von der Familie im Seehof gewesen, obschon er kaum eine Tagereise von Hamburg gelegen war, und so viel ich mich erinnern konnte, hatte ich auch keine Schilderung des Besitzes machen hören. Nur einmal hatte mein Großvater bei einem Anlasse, der mir dunkel ist, die Aeußerung gethan: so lange sein Bruder Emil noch leben könne, müsse wenigstens dieses Fleckchen Erde ihm erhalten bleiben, und wer von den



Kindern oder Enkeln es unternehmen würde, den Seehof vor dem Jahre achtzehnhundertfünfzig zu verkaufen, der habe ihn nicht geliebt und sein Andenken nicht in Ehren gehalten.

Als daher bei der neuen Erbschaftstheilung die Rede sich wieder einmal auf den Seehof wandte und mein Bruder, als der Aelteste der Familie, den verwaltenden Besitz des Landhauses über sich nahm, fragte ich, was es mit diesem letzteren eigentlich auf sich habe.

Ich weiß es im Grunde selbst nicht, antwortete er, und bin so wenig als Du jemals dort gewesen. Die Großeltern und der Vater hatten entschieden eine Art von Scheu vor dem Hause, und doch irgend einen Grund, es nicht zu veräußern; denn daß Emil jetzt, wo er in den Sechzigen sein müßte, nach einer vierzigjährigen Entfernung noch an eine Rückkehr denken sollte, ist mir unwahrscheinlich. Der Seehof hat ihm gehört, und er muß dort mit einer Geliebten gewohnt haben, oder irgend etwas der Art dort geschehen sein. Hast Du aber Lust dazu, so können wir uns das verwünschte Schloß ja einmal ansehen, da es nicht außer der Welt gelegen ist.

Damit ward an jenem Tage die Sache abgethan. Sie blieb mir aber doch im Sinne, und als mein Bruder im Laufe des Frühjahrs daran dachte, sich durch irgend einen kleinen Ausflug zu erfrischen, machte ich den Vorschlag, die früher angeregte Besichtigung des Seehofes zu unternehmen. Mein Bruder erklärte sich damit einverstanden, es wurden Postpferde bestellt, und am folgenden Tage machten wir uns in aller Frühe auf den Weg.

Es war ein prächtiger Junimorgen, den wir doppelt genossen, weil es der erste war, welchen wir in diesem Jahre im Freien verlebten. Die Frische der Natur und das ruhige, einsame Beieinandersein, welches uns Vielbeschäftigten seit Jahren nicht in solcher Weise zu Theil geworden war, schloß uns die Herzen auf, machte uns das Gemüth empfänglich, und regte unsere Phantasie an.

Es hat wirklich etwas Wunderliches und Amüsantes zugleich, sagte mein Bruder, der jetzt der Chef des alten Handelshauses war, wie wir Beide hier hinaus fahren, ein Landgut zu entdecken, das seit Menschenalter der Familie namhafte Summen gekostet hat, und von dem nie irgend Jemand das geringste Vergnügen oder den kleinsten Vortheil bezogen in all der Zeit.

Ich fragte, ob es denn so schlecht verwaltet worden sei? Mein Bruder lachte.

Das ist eben das Wunderliche, daß ich über alle diese Dinge nicht das Geringste in den Büchern oder in den Privatpapieren habe finden können. Der Großvater und unser Vater müssen gewußt haben, wie die Sachen stehen, haben es aber offenbar nicht für nöthig erachtet, mir irgend eine Mittheilung darüber zu hinterlassen, und alles, was ich aus den Privatpapieren habe entnehmen können, sind vierteljährige, regelmäßige Quittungen über die Summe von fünfundsiebzig Thalern. Sie sind alle deutlich mit L. Dubois aus Seehof

unterzeichnet. Ich weiß aber nicht einmal, ob dieser Name einem Manne oder einem Weibe angehört, so vertrackt und kritzelig ist die Handschrift. In des Großvaters wie in des Vaters Privatausgaben steht vierteljährig als fester Posten: Fünfundsiebzig Thaler nach Seehof; aber von irgend einer Rechnungsablegung über diesen Seehof, von irgend einer dorther kommenden Einnahme ist keine Spur vorhanden. Ich bin deshalb selbst gespannt, zu erfahren, was und wen wir dort finden werden, und wem ich vom ersten Juli ab, als Erbe des Geheimnisses die Pension zu zahlen habe.

Eine Weile unterhielten wir uns mit scherzenden Vermuthungen, diese führten aber durch allerlei Nebenwege auf die neueren Familienverhältnisse zurück, und wir waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als auf der letzten Station der Postillon sich von einem Fußpostboten die Straße nach dem Seehof beschreiben zu lassen anfing. Das währte eine ganze Weile, denn Postillone, welche es gewohnt sind, immer nur ihre grade Chaussee entlang zu fahren, finden sich viel schlechter auf Landwegen zurecht als der erste beste Bauerbursche, und alles, was mein Bruder und ich aus den verschiedenen Rechts und Links entnehmen konnten, war, daß wir noch etwa zwei Stunden zu machen haben würden, und daß der Weg keinesfalls ein besuchter sein müsse.

Darin hatten wir uns auch nicht getäuscht. Gleich vor dem Posthause bog die Straße ab. Wir fuhren eine Viertelstunde über eine Haide hin, dann kamen wir mitten zwischen zwei Kornfeldern durch, während der Boden hügelig wurde. Dörfer fanden wir gar nicht, und nur hier und da sahen wir ein einzelnes Gehöft. Endlich, als wir einen der Hügel hinangefahren waren, erblickten wir vor einem Laubwalde, der den Horizont abschloß, einen großen Teich, der allenfalls den Namen eines See's verdienen konnte, und zwischen diesem See und dem Walde lag anmuthig genug der Seehof.

Das ist also die Familien-Domaine! sagte mein Bruder scherzend, als wir das kleine Landhaus mit seinen geringen Nebengebäuden vor uns erblickten; aber der Scherz hielt nicht Stich vor einer Art schweigender, banger Rührung, die sich unserer bemächtigte, ohne daß wir sie einander eingestehen mochten, ohne daß wir im Stande gewesen wären, uns den Grund derselben klar zu machen.

Mein Bruder hatte unsere Ankunft gemeldet. Schon aus der Entfernung sahen wir daher einen Knecht in der Thür stehen, der uns zu erwarten schien und bei dem Nahen unseres Wagens in das Haus ging. Gleich darauf kehrte er mit einer behäbigen Person zurück, die, halb städtisch, halb ländlich gekleidet, eine Wirthschafterin oder sonst so etwas sein konnte. Sie öffnete selbst den Schlag des Wagens für uns, knixte dazu mehrmals in altmodischer Weise und sagte: Die Mamsell wäre gern selbst gekommen, die Herrschaften zu empfangen, denn sie hat es ganz gut verstanden, daß es die Herrschaften wären; aber Sie wissen wohl, sie ist schwach geworden in ihren hohen Jahren!

Wir begriffen das viel weniger, als irgend eine Mademoiselle von unserem Eintreffen begriffen haben konnte, und ohne sich auf etwas Anderes einzulassen, fragte mein Bruder: Heißen Sie Dubois, liebe Frau?

Nein! ich heiße Holzmann, Christine Holzmann, und bin keine Verwandte von unserer Mamsell, wenn ich schon von Jugend auf bei ihr gewesen bin, und sie auch nicht verlassen werde! antwortete selbstgefällig die Gefragte, sichtlich erstaunt über unsere Unwissenheit.

Kann man Mademoiselle Dubois also sehen? fragte mein Bruder.

Ja, gewiß! gewiß! rief die Haushälterin, wir haben schon lange auf Sie gewartet, und da sie ohnehin nicht schläft, habe ich sie schon um vier Uhr Morgens anziehen müssen und sie sitzt nun seitdem so da. Aber freuen wird sie sich! Ach Gott! sehr freuen, die arme Seele! Denn früher, wie sie bei Kräften war, dachte sie doch immer, daß der Herr noch wiederkommen würde.

Mein Bruder und ich sahen uns betroffen an. Die Haushälterin schien von einer Kranken zu sprechen, die ihres Verstandes nicht völlig mächtig war, und wir wußten kaum, was wir aus ihr selber machen sollten, als sie mit jener altmodischen Förmlichkeit, die sonderbar gegen ihre derbe Gestalt abstach, vor uns hergehend in das Haus eintrat.

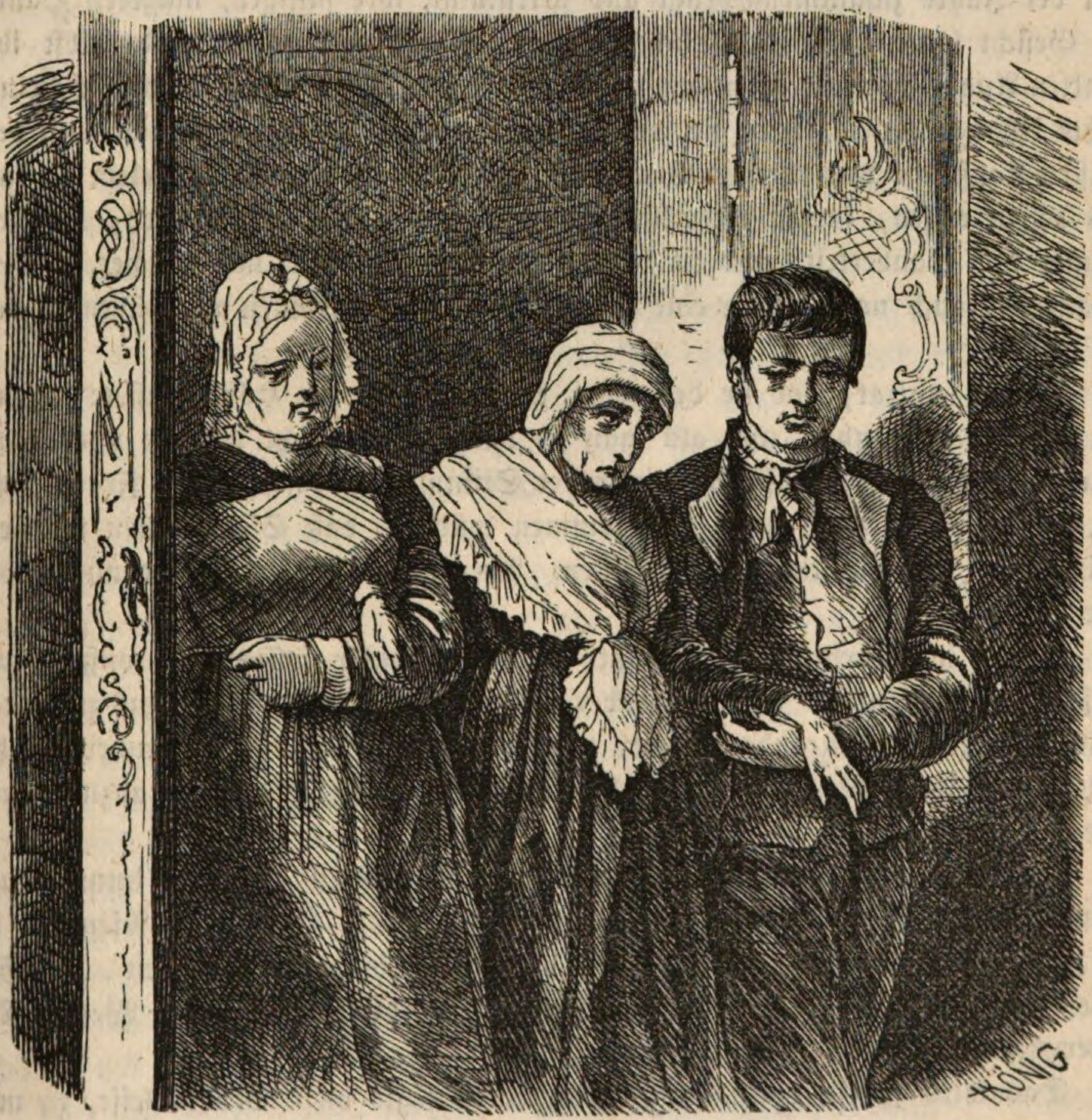
Es war ein einstöckiges, von außen ganz schmuckloses Gebäude, sechs Fenster breit, in deren Mitte die Eingangsthür lag. Hätte sich nicht an die linke Seite des Hauses ein kleines Treibhaus angeschlossen, wären nicht die Spuren von leichter Stuckarbeit über der Thür und über den Fenstern, wenn auch in gänzlichem Verfalle, sichtbar gewesen, so würde der Seehof sich von den Bauerhäusern der Umgegend durch nichts weiter unterschieden haben, als durch den kleinen Garten, der ihn rings umgab, und der trotz seiner Verwahrlosung noch frühere sorgfältige Anlagen errathen ließ.

Mit wenig Schritten hatten wir diesen kleinen Garten durchmessen und wurden durch den schmalen Hausflur in ein Zimmer hineingeführt, das uns, obschon wir uns auf irgend welche Wunderlichkeit gefaßt gemacht hatten, doch auf das äußerste überraschte und betroffen machte.

Das Zimmer war ziemlich groß und unverhältnißmäßig hoch. Die Fenster lagen nach der Gartenseite, eine Glasthür, dem Eingange gegenüber, führte in das Treibhaus, eine andere, mit Vorhängen verhüllte, nach einer Hinterstube. Dunkelgraue Damast-Tapeten bedeckten die Wände, vor den Fenstern hingen Gardinen von blaßblauem Gros de Tours, vor den Thüren eben solche Portieren, und auch die Möbel von lackirtem Holze waren mit demselben Stoffe überzogen. Die vielscheibigen Spiegel in versilberter Fassung, der Glas-Kronleuchter, die ausgelegten, weitgeschweiften Schränke, die lackirten Etageren fehlten nicht. Schmale Sopha's standen an den Wänden, ein Paar Lehnstühle auf einem Teppich vor dem Kamine, das Fußkissen lag noch davor, und auf dem Mar-

morsims desselben küßten sich zwischen chinesischen Vasen verschiedene Schäferpaare und Liebesgötter von Sevres-Porzellan.

Dieser kleine altfranzösische Salon in dem einsamen Landhause, mitten in Norddeutschland, mitten in unserer Zeit, hatte gradezu etwas Märchenhaftes, das nur erhöht ward durch die Zeichen des Verfalles und der Verlassenheit, welche trotz der sichtlich darauf verwandten Sorgfalt, überall unverkennbar hervortraten. Die Damast-Tapeten hatten hier und da Schlitze bekommen, die kostbaren Vorhänge und Möbelüberzüge waren ganz verblaßt, die Spiegel blind und fleckig geworden von der Feuchtigkeit des unbewohnten Raumes. Den zärtlichen Schäfern fehlte hier ein Arm und dort ein Bein, und die Liebesgötter mochten ihrer Flügelchen lange schon beraubt sein. Einige Pastell-Portraits an den Wänden sahen in bläulicher Erloschenheit in die stille Stube hinein. Man konnte sich der Vorstellung kaum erwehren, daß sie trauernd den Hauch der Verwitterung empfänden, der auf dem ganzen Raume lag, und dessen Melan-



cholie selbst die strahlende Frühlingssonne nicht zu zerstören, oder auch nur zu erhellen vermochte, die heiß und leuchtend bis mitten in das Zimmer hineinschien, und den Duft des starken, frischgefüllten Potpourri fast betäubend machte.

Es war ein sonderbarer gemischter Eindruck, den man hier empfing. Traurig und geheimnißvoll, rührend und spukhaft zugleich, konnte man sich ihm nicht entziehen, und wir befanden uns wie unter einem Banne, als die Thür, durch welche wir eingetreten waren, sich öffnete und die Haushälterin und der Knecht Mademoiselle Dubois, die Bewohnerin des Hauses und die langjährige Pensionairin unserer Familie hineinführten, um sie auf einen der Lehnstühle am Kamine niederzusetzen, denn sie konnte sich selbstständig nicht mehr auf den Füßen halten.

Wie alt sie sein mochte, war schwer zu bestimmen, doch mußte sie an den äußersten Grenzen des Lebens stehen. Ihr Kopf war tief auf ihre Brust gesenkt, ihr Körper, der niemals groß und stark gewesen sein konnte, war von der Last der Jahre zusammengebeugt und gekrümmt, ihre faltigen, mageren Hände, ihr Gesicht hatten eine bräunliche Mumien-Farbe bekommen, und selbst ihre dunklen Augen schienen schon umschleiert zu sein. Dennoch hatte ihr Erscheinen nichts Unangenehmes, denn sie war in ihrer ganz altmodischen Tracht, mit dem weißen Kopftuche und weißen Brusttuche, mit dem Kleide von dunkelem Kattun, aus dessen engen, kurzen Aermeln die verdorrten Arme hervorsahen, noch ein Muster von Sauberkeit; und sie schien, nach der Sorgfalt, mit welcher man sie behandelte, auch noch immer eine Herrschaft über die Personen auszuüben, welche ihr dienten.

Als sie eintrat, hob sie den Kopf ein wenig in die Höhe, tastete suchend mit den Augen umher, und als man sie dann niedergesetzt und sie uns wahrgenommen hatte, sprach sie mit zitternder Stimme in vortrefflichem Französisch: Ah, ich wußte es wohl, daß Sie kommen würden, daß Sie kommen würden, mein Herr! mir die Augen zu schließen. Aber es war wohl Zeit, denn ich bin sehr alt, sehr alt.

Hatten wir vorher nicht gewußt, was wir denken sollten, so wußten wir es jetzt vollends nicht. Es schien aber, als ob die arme Alte, die uns zu Ehren wohl ihre Kleidung geändert hatte, von Kälte litte, und mein Bruder befahl, trotz der Wärme, die im Zimmer herrschte, ein Feuer im Kamine anzumachen. Sie sah das gern.

Oh, Sie sind immer noch der Alte, Monsieur Emil! rief sie: immer gut! immer verbindlich! und es ist wahr, es ist kalt hier! Es kommt Niemand in die Zimmer Ihrer Hoheit! Ich selbst wage nicht hineinzugehen, seit . . . Sie unterbrach sich und fügte dann in Thränen ausbrechend hinzu: Welche Erinnerungen! Welche Erinnerungen!

Das wird ja ein vollständiges Abenteuer! sagte mein Bruder leise, zu mir

gewandt. Was ist denn hier vorgegangen? — Und sich zu der Alten niedersetzend, fragte er, um wo möglich irgend welche Aufschlüsse über die Räthsel zu erlangen, welche uns hier von allen Seiten umgaben: Aber weshalb benutzten Sie diese Zimmer nicht, da Niemand sonst sie bewohnte?

In dem Augenblicke loderte das Feuer im Kamine auf, das die Dienerin angezündet hatte, und wie von einem Entsetzen erfaßt, stöhnte die Greisin: Ach, machen Sie das Feuer aus! Es hat kein Feuer hier gebrannt, seit die Leichen hier gestanden haben! — Gehen Sie! Flüchten Sie, Monsieur Emil, damit Sie Sich erretten, denn die Todten sind doch todt! —

Sie rang die mageren Hände, die Dienerin fragte erschrocken, was geschehen sei, da sie das Französische nicht verstand, und weil die Greisin durch den Anblick des Zimmers oder durch unser Kommen gar zu sehr erschüttert zu werden schien, so befahl mein Bruder, man solle sie in ihre Stube zurück führen, und bat zugleich die Haushälterin, wiederzukehren, wenn sich Mademoiselle Dubois beruhigt haben, und sich in ihrem gewohnten Zustande befinden würde.

So viel war uns klar geworden, daß hier irgend ein Roman gespielt, irgend welche Ereignisse, und zwar traurige Ereignisse, vorangegangen sein mußten, deren Held unser Großonkel Emil gewesen war, und als deren muthmaßliche Heldin aus meiner Erinnerung nun plötzlich die Prinzessin hervortauchte, deren schönes Bild mir schon in meiner Kindheit so oft zu denken gegeben hatte.

Während dessen sahen wir uns weiter in der Wohnung um. An den Salon stieß ein Schlafzimmer, das in demselben Geschmacke und mit demselben Luxus eingerichtet, aber noch viel verfallener war. Aus dem großen zweipersonigen Bettgestelle waren die Kissen und Polster fortgenommen. Nur die untere Matraze lag darin, und an dem Himmel des Bettes waren noch dunkelgrüne, ganz vergilbte Lamberquins befestigt, die Behänge des Bettes fehlten jedoch, und auch von dem Waschtisch und der Toilette war der größte Theil der Geräthschaften verschwunden. Was uns aber am meisten zu denken gab, war eine Wiege in dem Nebenzimmer, die vollständig und unversehrt mit allen ihren Zuthaten erhalten, auf das sauberste mit dichter Bedeckung vor dem Staube geschützt, und sichtlich niemals gebraucht worden war. —

Das ganze Landhaus, die ganzen Vorgänge wurden uns immer anziehender und räthselhafter zugleich, weil man sie in der Familie so geheimnißvoll behandelt, weil selbst mein Vater gegen meinen Bruder dieses Besitzes nie in irgend einer Weise erwähnt hatte, welche einen besonderen Antheil daran verrathen hätte; und während wir über diese Thatsache redeten, traten wir in das Gewächshaus hinein, das eigentlich noch merkwürdiger war, als die ganze Einrichtung des übrigen Gebäudes.

Wie das ganze Haus, mußte es einst sorgfältig gehalten und mit Luxus

ausgestattet gewesen sein. Noch immer standen in einigen Kübeln die starken Stämme verdorrter Orangenbäume da, und an den wenigen freien Stellen der Wände sah man die Spuren gemalter Vögel in erloschenen Farben schimmern. Aber aus den zerfallenen Kübeln wuchsen hohes Gras und krause Wolfsmilch hervor, die Orangenstämme waren mit Schmarotzer-Pflanzen überzogen, die Wände mit dunklem, kleinblättrigem Epheu dicht bedeckt, dessen Ranken sich bis zu den Orangenstämmen ausgestreckt, sich an denselben festgeklammert und sie ganz umsponnen hatten. Und da bei dem sehr verfallenen Dache und den



scheibenlosen Fenstern Luft, Regen und Sonne seit Menschenaltern hier freien Zutritt gehabt, so war der Fußboden mit allem möglichen Unkraut überwuchert, und vor Allem hatten in der Feuchtigkeit und unter dem Schutze der Mauern die Blätter des wilden Meerrettigs eine fast tropische Kraft und Größe gewonnen.

Als wir die Thür des Treibhauses öffneten, das seit langen Jahren Niemand betreten haben mußte, denn die Bänder der Thür waren in den Angeln fast eingerostet und ließen sich nur mit großer Anstrengung bewegen, flogen ganze Schaaren von Vögeln in die Höhe, die hier in der Sicherheit ihre Nester gebaut hatten, und rings um uns her sang und zwitscherte es von allen Ecken hernieder. Ein paar Eidechsen schossen blitzschnell auf den Fensterrahmen dahin, überall kam etwas Lebendiges zum Vorschein, während unser Fuß sich von dem Geranke am Boden gehalten und gefangen fühlte. Dieses wilde, üppige Naturleben bildete einen auffallenden Contrast gegen die ängstliche Aufbewahrung der leblosen Dinge in der schweigenden Wohnung, und als bei unserer Rückkehr in die Stube die Stutzuhr auf dem Spiegeltische die Mittagsstunde schlug, und dabei mit leisem Glockenspiel eine alte französische Romanze zu erklingen begann, standen wir befangen und lauschend da, als wären wir in einen verzauberten Bezirk gerathen. Wir kannten Beide die alte Melodie, und unfähig, das leise Singen der Uhr durch unser Gespräch zu unterbrechen, wiederholte ich mir in meinem Innern unwillkührlich den Text dieser sanften Florian'schen Romanze, welche im vorigen Jahrhundert von Frankreich aus den Weg durch die Welt, und das Entzücken unserer Aeltermütter gemacht hatte:

A Toulouse il fut une belle,
Clémence Isaure était son nom;
Le beau Lautrec brûla pour elle
Et de sa foi reçut le don.
Mais leurs parents trop inflexibles
S'opposaient à leurs tendres feux,
Ainsi tousjours les coeurs sensibles
Sont nés pour être malheureux.

Alphonse le père d'Isaure
Veut lui donner un autre époux,
Fidèle à l'amant qu'elle adore
Sa fille tombe à ses genoux:
„Ah! que plutôt votre colère
Termine des jours de douleur!
Ma vie appartient à mon père
A Lautrec appartient mon coeur!“

So weit war ich in meiner stillen Recitation gekommen, und mir selbst waren dabei die Tage meiner ersten Kindheit lebendig geworden, in welchen unsere alte Französin uns mit heiserer Stimme diese vielstrophige Romanze zu

unserer größten Erbauung zu singen pflegte, als das Spielwerk nach zweimaliger Wiederholung der Melodie das sanfte Nachspiel erklingen ließ und dann mit plötzlichem Abbrechen verstummte.

Ich war förmlich gerührt worden, meinem Bruder aber wurde es des Wundersamen und Unverstandenen zu viel, und als in dem Augenblicke die Haushälterin zurückkam, uns in einem ganz altmodischen Dejeneur-Service mit kleinen Tassen, Kaffee und Brod und Butter vorzusetzen, als das Einzige, was sie zu bieten hätte, nahm mein Bruder die Gelegenheit wahr, sie über Mademoiselle Dubois auszufragen. Was sie wußte, war jedoch nicht wesentlich mehr, als wir hier durch den Augenschein erfahren hatten.

Schon die Mutter der Haushälterin hatte hier gedient, und diese selbst war in dem Hause aufgewachsen. Sie sagte, so viel sie gehört, sei die Mamsell, mit welchem Namen sie Mademoiselle Dubois immer schlechtweg bezeichnete, mit einer vornehmen Herrschaft aus Frankreich hiehergekommen, die hier gestorben, und deren Körper man mit großen Kosten nach Frankreich zurückgebracht habe. Als aber die Mutter der Haushälterin bei der Mamsell in Dienst getreten, wäre die Herrschaft schon todt, und Alles grade so gewesen wie jetzt.

Mein Bruder wollte wissen ob Land zu dem Hause gehöre und wie dieses verwaltet würde. Die Haushälterin antwortete, es wäre ein Gemüsegarten da und ein paar Morgen Acker. Sie hätten zwei Kühe, mästeten auch immer ein paar Schweine. Der Knecht habe den Acker bestellt, den Garten bearbeitet und das Vieh in Acht genommen. Etwas Federvieh habe sie alle Jahre gezogen. Das Getreide und das Gemüse, welches man erübrigen könne, wäre immer im nächsten Flecken verkauft worden; die Mamsell habe von auswärts regelmäßig Geld bekommen, und einige Male auch größere Sendungen von unbekannter Hand, so daß sie wohl etwas Erkleckliches besitzen müsse. Sie hätte der Wirthschafterin lange schon versprochen, daß sie ihre Erbin werden und ihre Kleider und all ihr Geld und Gut erhalten solle. Vor langen Jahren, als die Mamsell noch ganz rüstig und bei Kräften gewesen sei, habe sie das auch aufgeschrieben, und das Testament liege drüben, wo sich überhaupt alles befinde, was der Mamsell gehöre. Was hier in diesen Zimmern, in den Schränken und Commoden liege, gehöre nicht der Mamsell zu. Diese habe vielmehr ausdrücklich befohlen, die Haushälterin möge in den guten Zimmern die Gegenstände sorgfältig bewahren, weil sie einer Herrschaft in Hamburg zukämen, der man einmal ihr Testament schicken solle, und die dann kommen und Alles in Ordnung bringen und Jedem das Seine geben werde.

Wir wollten wissen, seit wie lange Mademoiselle Dubois sich in diesem Zustande der Geistesschwäche befinde. Die Haushälterin vermochte das nicht genau zu sagen, wie denn Ungebildete selten klare Begriffe über den Verlauf der Zeit besitzen. Es sei so allmählich gekommen, meinte sie, und von sich

wissen thäte die Mamsell auch jetzt noch sehr gut. Sie sei vorhin nur zu gerührt gewesen, aber wenn wir uns jetzt zu ihr begeben wollten, würde es besser gehen.

Wir nahmen also das kleine Frühstück ein, und suchten die Greisin in ihrer Stube auf, die sauber und wie die Wohnung einer Pächterfamilie anzusehen war. Ohne sich irgend wie auf die Vergangenheit einzulassen, erklärte mein Bruder ihr, er sei der Sohn der hamburger Herrschaft, und sei gekommen, zu hören, ob sie irgend welche Bedürfnisse oder Wünsche habe. Sie verstand das auch vollkommen, dankte und zeigte sich erfreut, ihm, wie sie es nannte, ihre letzten Dispositionen anvertrauen zu können.

Auf ihr Verlangen mußte ich aus einer Schieblade, welche sie mir bezeichnete, das Testament hervorsuchen, und mein Bruder es eröffnen. Es war an unseren verstorbenen Großvater adressirt, und kurz vor dessen Ableben, also nahezu vor fünfzehn Jahren verfaßt. Sie dankte darin, daß man ihr das Gehalt, welches Herr Emil ihr festgesetzt, bis an ihr Ende gelassen habe, sprach von ihrer Haushälterin, die sie wirklich zur Erbin eingesetzt hatte, wie von einem jungen Mädchen, und übersandte dem Großvater zugleich einen Brief von der Handschrift meines Großonkels Emil, der französisch geschrieben an Mademoiselle Louise Dubois im Seehof adressirt war, und also lautete: „Ich will, meine liebe Dubois, daß nichts in dem Hause geändert werde, an das alles Glück und Leid meines Lebens geknüpft ist. Sage das meiner Mutter, der Einzigen, die mich nicht verdammt hat und die ich anflehe, mir dieses Eigenthum durch ihren Einfluß zu erhalten. Sie wird auch für Dich Sorge tragen. Bleibe im Seehof, denn ich werde wiederkehren, um einst meine Ruhestätte da zu suchen, wo ich das Glück meines Lebens genossen habe."

Der Brief erschütterte uns in seiner Kürze. Er war aus Amsterdam vom vierten November des Jahres siebenzehnhundert dreiundneunzig datirt. Wir hatten die Handschrift des Großonkels nie gesehen, und die wenigen vergilbten Zeilen gewährten uns plötzlich einen ahnungsvollen Einblick in sein Schicksal.

Auf unsere Frage, ob Mademoiselle Dubois unsere Urgroßmutter gekannt hätte, antwortete sie verneinend. Es sei nie Jemand von der Familie des Monsieur Emil hier gewesen, als einmal sein Vater mit dem Herrn Herzoge. Aber kaum war sie auf diese Erinnerung gekommen, als sie wirr durch einander zu sprechen anfing, so daß wir uns bald überzeugen mußten, daß ihre Gedanken nur noch das Nächste zusammen zu halten im Stande waren, und daß wir über die Vergangenheit dieses Hauses und seiner Bewohner nichts Sicheres von ihr zu hören hoffen konnten.

Mein Bruder nahm also, wie sie es wünschte, ihr Testament, einige nicht werthvolle Schmucknadeln und Ringe und die Documente an sich, die ihren Besitz ausmachten, der sich auf etwa fünfzehnhundert Thaler belief, und ver-

sprach, Alles dieses nach ihrem Tode der Haushälterin zurückzugeben, deren Treue und Redlichkeit sie dankbar rühmte. Sie händigte meinem Bruder auch die Schlüssel von den Schränken in den anderen Zimmern aus, bat ihn, sich zu überzeugen, daß sie Alles gut im Stande gehalten habe, und nichts daran zu rühren, denn sie selber sehe noch danach, und es müsse auch Alles liegen bleiben, damit Monsieur Emil es fände, wenn er wiederkäme.

Darauf trennten wir uns von ihr, denn sie war sehr erschöpft und angegriffen von dem ungewohnten Verkehr mit uns beiden Fremden, und wir gingen, die Herrlichkeiten zu mustern, über die sie bis dahin Wache gehalten hatte. Und Herrlichkeiten waren die Gegenstände in der That zu nennen, welche wir in den zierlichen Schränken und den ausgelegten Behältern fanden.

Alles, was im vorigen Jahrhundert zur Ausstattung einer reichen und eleganten Frau gehörte, alles, dessen man für ein neugeborenes Kind bedürfen konnte, war dort, auf das geschmackvollste gewählt, vorhanden und lag sauber geordnet da, als solle es in dem nächsten Augenblicke wieder in Gebrauch ge-



nommen werden. Die Frauengarderobe, die Frauenwäsche war nicht reichlicher, als eine Dame sie auf Reisen brauchen konnte, aber sie war kostbar und fast prächtig, während das eben so werthvolle Kinderzeug auch der Masse nach sehr vollständig genannt werden konnte. Die Frauentoiletten waren, wie man sehen konnte, getragen worden, das Kinderzeug aber offenbar niemals gebraucht.

Schweigend betrachteten wir die langen Schleppkleider, die breiten Taillenbänder, die Brusttücher mit mechelner Kanten besetzt, die Haarbänder, Hauben, Fächer, Nähgeräthe, und alle jene Kleinigkeiten, welche der Luxus jener Tage zu Bedürfnissen erhoben hatte, und die uns jetzt schon so fremd erschienen, während das liebevoll vorausbesorgte und nie benutzte Kinderzeug etwas höchst Trauriges für mich hatte.

Es ist mir zu Muthe, als wohnte ich in Pompeji einer Aufgrabung bei! rief mein Bruder aus, nur daß die Sache uns nahe genug angeht! Was beginnt man hier mit diesen Dingen?

Mir selbst war es auffallend, daß die anerkannte genaue Sparsamkeit meiner Großeltern diese immer in gewissem Sinne noch werthvollen Gegenstände hier dem Zufalle Preis gegeben hatte. Wir trafen aber in dem Glauben zusammen, daß es nur auf einen ausdrücklichen Befehl der Urgroßmutter also geschehen sein könne. Und da mein Bruder sich nicht entschließen mochte, der Mademoiselle Dubois, deren Seele an diesen Sachen zu hangen schien, dieselben plötzlich fort zu nehmen, so entwarfen wir nur ein oberflächliches Verzeichniß davon, sagten der Haushälterin, daß wir später einmal darüber bestimmen würden und daß wir sie bis dahin für die gute Aufbewahrung des Ganzen verantwortlich machten. Dann fuhren wir, nachdem wir die Greisin über die Fortdauer ihrer Pension beruhigt und von ihr Abschied genommen hatten, nach dem nächsten Flecken zurück, in dem sich die Poststation und auch die Kirche befanden, in welcher der Seehof eingepfarrt war.

Konnten wir irgend etwas Genaueres über die einstigen Bewohner des Hauses erfahren, so mußte es sich in dem Kirchenbuche finden, und mein Bruder rechnete mit ziemlicher Gewißheit auf dasselbe, da die Fremde im Seehofe gestorben war, und also in der Kirche eine Anzeige davon gemacht worden sein mußte. Der Pfarrer jedoch, an den wir uns wandten, und der augenblicklich das Kirchenbuch jener Jahre nachsah, konnte nichts darin entdecken, was uns anging. Er war ein junger Mann und wußte kaum etwas von den jetzigen, geschweige von den früheren Bewohnern des Seehofs; doch meinte er, von dem alten Küster einmal irgend etwas darüber gehört zu haben, und ließ diesen auf unsere Bitte zu sich rufen.

Der Küster indessen hatte auch nichts anderes zu berichten, als eine Erzählung seines emeritirten Vorgängers, nach welcher zur Emigranten-Zeit eine junge und sehr schöne Madame Dubois den Seehof gekauft und eingerichtet

haben sollte. Eine ältere Schwägerin von ihr, die noch lebende Mademoiselle Dubois, sei gleich mit ihr eingezogen, und ihr junger Schwager, ebenfalls ein Herr Dubois, immer nur zeitweise zu ihnen gekommen. Sie sollten alle vornehme Leute gewesen sein, obschon sie ganz für sich gelebt hätten und nach dem Seehofe nie Besuch gefahren wäre. Nur als die junge Frau gestorben, wären plötzlich ihr Mann und ihr Vater eingetroffen. Ihr Mann habe sich aus Gram das Leben genommen, worauf man einen katholischen Priester verschrieben und die Eheleute in zwei Gräbern neben einander im Garten des Seehofes beerdigt habe. Später aber, nach der zweiten Franzosenzeit, hätte man sie ausgegraben und nach Hamburg geholt, um sie zu Schiff nach Frankreich in ihre Familiengruft zu bringen.

Diese Mittheilung war wenig geeignet, uns Licht zu schaffen, aber um so mehr dazu angethan, unsere Neugier zu reizen, unsere Vermuthungen zu vermehren, und wir brachten nach Hamburg statt der Erfrischung, die zu suchen wir ausgefahren waren, jene Niedergeschlagenheit mit zurück, welche der Hinblick auf vergangene und leidensvolle Existenzen in dem denkenden Menschen unwillkürlich hervorrufen muß.

Zweites Kapitel.

Jener Besuch im Seehof hatte im Sommer des Jahres achtzehnhundertdreiunddreißig Statt gefunden, und es verging eine geraume Zeit, ehe wir den Eindruck desselben in uns überwinden konnten. Mein Bruder gestand mir, daß ihm jene Scenerie oftmals im Traume als Hintergrund der wunderbarsten Vorgänge erscheine, und ich selbst wurde das Andenken daran nicht los. Immer wieder sah ich die Stuben mit ihrem verblaßten Mobiliar, das leere Bett, die unbenutzte Wiege oder das verwilderte Treibhaus vor Augen, immer wieder schwebte mir die greise Französin vor der Seele, und wenn ich mich damit beschäftigte, was sie Trauriges in dem verlassenen Landhause erlebt haben mochte, tönte mir jedesmal die schwermüthige Melodie der Spieluhr im Gedächtniß wieder, und ich betraf mich darauf, die Verse:

Ainsi tousjours les cœurs sensibles,
Sont nés pour être malheureux!

vor mich hin zu summen.

Zu thun war augenblicklich in dieser Angelegenheit nichts. Das Landhaus mußte noch im Besitze der Familie bleiben, obschon es kaum anzunehmen war, daß der Großonkel nach der vierzigjährigen Entfernung von der Heimat,

während welcher er gar keine Kunde von sich gegeben hatte, noch am Leben so sein sollte; und erst im Herbste, als Mademoiselle Dubois gestorben war, traf mein Bruder andere Einrichtungen. Er nahm die sämmtlichen Kleidungsstücke, und was dazu gehörte, aus den herrschaftlichen Zimmern mit nach der Stadt, sorgte, daß die Haushälterin ihr Erbe erhielt, und setzte einen Gärtner, der lange in unserer Familie gedient hatte, als Verwalter des Seehofes ein. Es wurden Vorkehrungen getroffen, durch Reparaturen aller Art den gänzlichen Verfall des Grundstückes zu verhindern; man that das Nothwendige, dem Garten, dem Acker und dem Treibhause so weit als möglich aufzuhelfen, und allmählich gewöhnte mein Bruder sich daran, das Landhaus als einen Ruhesitz für den alten Diener anzusehen, und zufrieden zu sein, wenn er von dort gelegentlich einen Korb Gemüse geschickt erhielt, ohne daß er wie früher eine jährliche Rente nach dem Seehof zu zahlen hatte.

Kurze Zeit darauf hatte mein Bruder sich verheirathet, seine glückliche Ehe und seine große mercantilische Thätigkeit nahmen ihn gänzlich in Anspruch. Ich aber hatte mich durch verschiedene Rücksichten zu einer Uebersiedelung nach Paris veranlaßt gefunden, wo ich mich förmlich eingerichtet und schon Jahr und Tag gelebt hatte, als meine Jungfer eines Morgens mit der Meldung bei mir eintrat, daß ein Fremder mich zu sprechen wünsche, der sich indeß geweigert habe, ihr seinen Namen zu nennen, oder ihr seine Karte zu geben.

Dann weisen Sie ihn ab, sagte ich, Sie wissen, daß ich solche geheimnißvolle Gäste nicht liebe und nicht annehme.

Das habe ich dem Herrn schon gesagt, antwortete sie mit einer ihr sonst fremden Unsicherheit, er besteht aber darauf, er müsse Sie sprechen. Es ist ein alter, großer Herr mit grauem Haar. Er sieht ganz sonderbar aus in seinem Anzuge, er war auch gewiß noch niemals hier, und doch kommt er mir bekannt vor, als hätten wir ihn schon gesehen.

Das machte mich neugierig. Ich ließ den Fremden bitten, einzutreten.

Einen Augenblick darauf stand er vor mir: ein alter, großer, stattlicher Mann mit schneeweißem Haare, der auch mir durchaus bekannt erschien, denn seine Aehnlichkeit mit unserer Familie war so auffallend, daß sie mich überraschte. Die starke, wohlgeformte Nase, die freie Stirn, die großen braunen Augen unter starken Brauen, die breiten Wangen, die Kraft des Mundes und des Kinnes, das alles war mir wundersam vertraut. Um so fremder aber erschienen mir die Kleidung und das Behaben meines Gastes.

Er trug die Tracht, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts Mode gewesen war, und der man noch auf den Kupferstichen aus jener Zeit begegnet. Es waren der damals übliche braune Ueberrock mit der kleinen Pellerine, die grauen, kurzen Beinkleider, die faltigen Stiefel mit den gelben Stulpen, die Klappenweste von weißem Piqué, das große Batistjabot, die Busennadel und



die großen Uhrberloques; aber sie sahen unter unseren Zeitgenossen eben so befremdlich aus, als sie zur Zeit des napoleonischen Consulates elegant gewesen sein mußten. Und doch hatte die Erscheinung des Greises etwas so durchaus Würdevolles, daß es selbst durch seine auffallende Kleidung nicht im Geringsten beeinträchtigt wurde.

Ohne mir Zeit zur Verwunderung oder auch nur zu einer mündlichen Begrüßung zu lassen, trat er vor mich hin, ergriff meine beiden Hände und sagte in deutscher Sprache, indem er mit seinem Blicke sinnend und forschend auf mir verweilte: Du bist also die erste, die ich wiedersehe.

Betroffen wich ich einen Schritt zurück, denn auf ein solches Begegnen hatte ich unmöglich gefaßt sein können.

Der Unbekannte wurde es gewahr. Er richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und sprach in einer festen, gelassenen Weise: Vergib! ich hatte es vergessen, daß Du nichts von mir wissen kannst! Vergib!

Aber wer sind Sie? unterbrach ich ihn, von einer plötzlich aufdämmernden Ahnung ergriffen.

Diese meine innere Bewegung entging dem scharfen, beobachtenden Auge meines Gastes nicht. Er neigte sich zu mir nieder, legte seine Rechte auf mein Haupt und bat, indem er mich mit freundlichem Blicke ansah: Besinne Dich! spricht nichts in mir Dich als ein Bekanntes, als etwas Befreundetes an?

Sie gleichen im höchsten Grade meinem Urgroßvater, sagte ich, und — jetzt, wie Sie Sich zu mir so hernieder neigen — jetzt erinnern Sie mich auf das Lebhafteste auch an meinen theuren Vater, der freilich Ihre Jahre nicht erreicht hat.

Ich fühlte mich dabei von dem Blicke des Greises sehr gerührt, auch er wurde bewegt. Erinnere ich Dich, erinnere ich Dich? Nun, so sind doch nicht alle Bande zerrissen zwischen mir und ihnen, rief er aus, und die folgerechte Natur hat aufrecht erhalten, was das Leben zwischen uns zerstörte.

Es entstand eine kurze Pause, ich fühlte mich mehr und mehr zu meinem Gaste hingezogen, und erst viel später ist es mir einmal aufgefallen, daß ich kein Mißtrauen gegen ihn, gegen einen mir ganz fremden Mann empfunden habe, der sich in so seltsamer Weise bei mir eingeführt hatte.

Hat man Euch nie erzählt, sagte er nach kurzem Schweigen ernsthaft, daß ein Glied der Familie ausgestoßen worden, daß ...

Ich ließ ihn nicht enden. Sie sind Emil! Onkel Emil! der Verschollene! der Todtgeglaubte! rief ich aus.

Du weißt also von mir, sie haben mich nicht vergessen! nicht vergessen! wiederholte er mit bebender Stimme, und indem er mich tief erschüttert umarmte, fühlte ich seine Thränen auf mich hernieder tropfen. Plötzlich aber richtete er sich auf, trat vor das Bild meines Urgroßvaters hin und sagte, nachdem er es lange still betrachtet hatte: Er ist wieder da, der Emil, der verlorene Sohn! — Aber du bist nicht mehr da, mein Vater! setzte er nach einer Pause hinzu, das Lamm zu schlachten für des Sohnes Rückkehr! Und was gäbe ich darum, was gäbe ich darum, könnte ich hintreten und zu dir sprechen: Vater, da bin ich! Vater, nimm mich auf!

Er legte die Hand einen Moment über die Augen, schüttelte das schöne greise Haupt, als wolle er damit den Schmerz von sich werfen, und sagte dann tiefaufathmend: Das ist vorbei! — Aber das Bild mußt Du mir geben, Kind! das Bild muß mein sein!

Gewiß, gewiß! antwortete ich, und es war mir zu Muthe, als müsse ich es gleich herunter nehmen von der Wand.

Ich befand mich überhaupt in der eigenthümlichsten Verfassung. Alle die Generationen meiner Familie, welche ich gekannt und vor mir hatte hingehen sehen, standen in meiner Erinnerung plötzlich wieder vor mir auf. Mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter, welche so ängstlich Sorge getragen, diesem Sohne seinen kleinen Besitz zu erhalten, mein Großvater, welcher dieses Bruders offenbar mit liebendem Bedauern gedacht, mein eigener lieber Vater, der ihm den Seehof so lange verwaltet, und der den Onkel Emil noch in seiner Jugend gesehen, allen diesen Menschen hatte er angehört, mit Allem, was mir lieb gewesen in meiner Kindheit und Jugend, war er verwandt! Er gehörte zu mir, ich gehörte zu ihm! Ich kannte den ländlichen Besitz, an dem sein Herz gehangen, ich hatte das Bild der Frau gesehen — in diesem Moment zweifelte ich gar nicht mehr daran — deren Verlust ihn in die Welt getrieben, ich hatte an der Wiege des Kindes gestanden, welches er erwartet hatte, und das ihm nicht geboren sein mußte! Ich fühlte mich ihm verbunden und doch war er mir fremd; ich wußte so viel von ihm und kannte doch sein Schicksal nicht! Aber eine unwiderstehliche Sympathie zog mich zu dem schönen Greise hin, und mein ganzes Bestreben war für jetzt darauf gerichtet, ihn empfinden zu machen, daß er in seiner Familie, daß er in derselben unvergessen und hochwillkommen sei. Denn hoch willkommen mußte der schöne Greis mit seinen sanften, klugen und noch immer feurigen Augen jedem Menschen bei dem ersten Anblick werden.

Ich fragte nicht, woher er käme, nicht, wo er so lange geweilt; und da sein Vater nicht mehr da war, ihm das Mahl zu rüsten, wie er es vorher genannt, ließ ich, so gut ich's in der Eile konnte, ein Frühstück auftragen, zu dem wir uns kaum niedergesetzt hatten, als er selbst zu reden anfing.

Es ist gut, sagte er, daß der Zufall mich zuerst zu Dir geführt hat. Du hast Verstand und Herz, denn Du legst Dir die Thatsachen wohlwollend zurecht, ohne nach ihren Ursachen zu fragen. Das ist gut für Dich und wohlthuend für Andere. Der hamburgische Consul, von dem ich in London Deine Anwesenheit in Paris erfuhr, sagte mir, daß Du unverheirathet wärest. Du wirst also wohl ein paar Tage übrig haben für den alten Großonkel, der sich neben Dir allmählich daran gewöhnen möchte, daß er seiner Heimat und seiner Familie entgegen geht.

Er fing dann an, nach den Schicksalen der verschiedenen Familien-Mitglieder zu fragen, und war über dieselben weit mehr unterrichtet, als ich es irgend erwartet hatte. Theils hatte ihm der obenerwähnte Consul, der ein Landsmann und Jugendgenosse von uns war, die erbetene Auskunft gegeben, theils aber hatte er, wie er sagte, schon in America, wohin so viele Hamburger in Handels-Angelegenheiten kommen, oftmals von den Seinen sprechen hören.

Da ich nun auf diese Weise erfahren hatte, daß er in America gelebt, wagte ich endlich die Frage, wie es möglich gewesen sei, daß durch jene Hamburger nicht auch irgend eine Kunde von ihm zu seinem Vater oder später zu seinen Geschwistern gekommen sei.

Laß das ruhen für heute! antwortete er mir. Es findet sich bald die Zeit, von mir zu reden, obschon ich's nicht gewohnt bin. Ich habe gelernt, allein zu leben und zu schweigen.

Ich fragte, ob er verheirathet sei. Er verneinte das kurz, und wollte dann wissen, ob ich von dem Seehof gehört, den er einmal besessen habe, und was aus demselben geworden sei.

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, erzählte von unserm Besuche im Seehof, von dem Zustande, in welchem wir die Dinge dort gefunden, von den Vorkehrungen, welche mein Bruder für die Erhaltung des Besitzes getroffen hatte, und von dem Ableben der alten Französin, die dort hausgehalten.

Der Onkel schien hingenommen von den Erinnerungen, welche meine Erzählung ihm erweckte, und sehr ergriffen von dem Tode dieser Frau.

Ich wußte es, sagte er, daß sie kaum noch leben konnte, und doch habe ich mich oftmals der Hoffnung nicht erwehren mögen, dieses treue Geschöpf noch wieder zu finden, dessen Namen ich in den Tagen meines Glückes, wie in der Trauer und in der Einsamkeit meines Exiles geführt, und der mir so zur Gewohnheit, mir so zu eigen geworden ist, daß ich Mühe habe, darauf zu achten, wenn man mich jetzt wieder mit unserm Familiennamen anspricht.

Durch solch zufällige Aeußerungen erfuhr ich im Laufe der Mahlzeit einzelne Thatsachen, die sich mehr und mehr verknüpfen, und mich deutlichere Anschauungen von seiner Vergangenheit und von seinem Schicksale gewinnen ließen. Er war unter dem Namen Dubois nach Nordamerica geflüchtet, als er Europa verlassen, hatte dort, wie es schien, Jahre eines mühsamen Erwerbes durchgemacht, dann war er, da er von Jugend auf ein Blumenfreund und tüchtiger Botaniker gewesen, auf den Gedanken gekommen, eine Gärtnerei zu errichten und Handelsgärtner zu werden, was ihm eingeschlagen sein, und ihm eine auskömmliche Existenz bereitet haben mußte. Reich war er nicht, wie er sagte, aber völlig sorgenfrei, und in der Lage, wohl auch einem Hülfsbedürftigen zu Hülfe kommen zu können. Als ich ihm die Bemerkung machte, ob er keinen Anspruch an sein väterliches Erbe erheben könne, schüttelte er verneinend das Haupt.

Ich bin nicht zurückgegangen, als mein Vater starb, sagte er, und fügte dann halb schmerzlich, halb spottend hinzu, während eine leichte Wolke über seine edle Stirn flog: Was sollte der Phantast, der Verbrecher, unter Menschen, die ihn verdammten! — Und jetzt — da mehr als ein Menschenalter darüber hingegangen ist, jetzt da Kinder und Enkel sich eingelebt haben in den Besitz

dessen, was mein Erbtheil hätte sein können, jetzt es zu beanspruchen, wäre thöricht für den Einsamen, der kein Mißgefühl erwecken möchte, wo er Theilnahme zu erregen und liebenden Antheil zu nehmen gekommen ist.

Wir blieben den ganzen Morgen ruhig beisammen. Am Nachmittage machten wir einen Spaziergang durch die Straßen, und ich konnte mich nicht erwehren, ihm zu sagen, wie märchenhaft es mir sei, wie es mich ein Traum bedünke, daß ich mit ihm, dem Todtgeglaubten, hier im fremden Lande lustwandeln gehe.

Es kann Dir nicht traumhafter sein, versetzte er nachdenklich, als es mir der Anblick von Paris gewesen ist, da ich es nach einem Zeitraume von so langen, langen Jahren wiedersah.

Sie haben es also früher besucht?

Als ich es verließ, sagte er im eigenen Rückerinnern, war man mitten in der Bewegung der Revolution. Welche Zeit der Hoffnungen, welche Zeit der Sorge, der Angst, der Enttäuschung!

Er brach ab, ich konnte seinem Gedankengange nicht deutlich nachkommen, und er selbst wandte die Unterredung auf näher liegende Dinge. Wir hatten während dessen das Portal des Hauses erreicht, in welchem ich wohnte, der Onkel wollte sich von mir trennen. Er logirte unfern in einem Gasthofe, so daß wir einander leicht erreichen konnten, und ich fragte, wann wir uns am nächsten Tage wiedersehen würden. Während er dies überlegte, zog er, wie man das oft unwillkürlich thut, wenn man an eine Zeitbestimmung denkt, die Uhr aus seiner Tasche, und indem er auf das Zifferblatt schaute, erblickte ich auf der Rückseite der ganz altmodischen, aber kostbar in Brillanten gefaßten Uhr ein weibliches Bildniß.

Ach, die Prinzessin! rief ich unwillkürlich aus.

Der Onkel hob den Kopf empor und sah mich an. Was weißt Du von ihr? fragte er in einem Tone, der fast streng zu nennen war, und der mich verwirrte oder erschreckte, daß ich mir wie ein Kind vorkam, welches sich über einer unerlaubten Handlung ertappt fühlt.

Ich habe einmal dieses Portrait, das heißt ein Bild dieser Frau, bei der Urgroßmutter gesehen, und sie hat mir gesagt, daß es eine französische Prinzessin sei.

Und wo ist dieses Bild jetzt? fragte der Onkel lebhaft weiter.

Ich besitze es! gab ich ihm zur Antwort. Er stand einen Augenblick in Gedanken, als ob er weiter sprechen wollte; aber er erwiderte nichts auf meine Antwort und wir trennten uns, nachdem wir eine Verabredung für den nächsten Morgen getroffen hatten.

Drittes Kapitel.

Mein Verkehr mit meinem Großonkel währte damals etwa eine Woche, während welcher wir eine herzliche Zuneigung zu einander faßten. Er war ein Mann von klarem Verstande und von reicher Erfahrung, und eben darum von großer Duldsamkeit und Milde. Da seine reife Jugend in die Zeit der ersten französischen Revolution gefallen, und er überhaupt von seiner Mutter in den schwungvollen Ideen jener Zeit erzogen worden war, hatte er sich die Theilnahme für alles Menschliche, Gute und Vernünftige bewahrt, die man bei den Jüngern jener Epoche zu finden pflegte; und sein Leben in den freien Staaten Nordamerica's hatte den edeln Sinn der gesunden Vernunft, der alle Lehren der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nur als vernünftig anerkennt, auf das höchste in ihm ausgebildet. Er war dabei aber gar nicht geneigt, Doctrinen aufzustellen oder über Theorien zu streiten, eben weil ihm das Vernünftige natürlich und nothwendig erschien, und er das Unvernünftige nicht der Rede werth hielt.

Von seinen Erlebnissen in America, von der Mühe, welche er gehabt, sich Anfangs durch die Welt zu bringen, von seinen Erfolgen, wie von den bedeutenden Personen, welche er in America kennen gelernt, redete er gern und gut. Von der Zeit seiner Jugend, welche seiner Flucht vorangegangen war, sprach er nie ein Wort. Seine Erkundigungen nach der Heimath beschränkten sich fortan nur auf die noch lebenden Familienglieder und auf den Seehof, und als wir uns in Paris trennten, sagte er mir, daß er gesonnen sei, den Seehof zu bewohnen, das dazu gehörende Land in einen Garten zu verwandeln, und daß er sich freuen würde, wenn ich ihn in Jahr und Tag besuchen käme, um zu sehen, was er dort geschaffen haben würde.

Diese unerwartete Rückkehr des Onkels machte natürlich das höchste Aufsehen in der Familie. Er war eine Zeit hindurch der Gegenstand einer allgemeinen, unruhigen Theilnahme, bis die Verwunderung sich schnell in Zutrauen und in Neigung verwandelte, und Alle es sehr zufrieden waren, den trefflichen Greis noch zu besitzen. Mein Bruder, der am meisten mit ihm zu thun hatte, rühmte die Leichtigkeit und Feinheit, mit welcher er alles Geschäftliche behandelte, das zwischen ihnen wegen des Seehofs abzumachen war, und nachdem der Greis so lange in Hamburg verweilt, als nöthig war, die ganze Familie dort kennen zu lernen, fuhr er nach dem Seehof hinaus, den er zu seinem Wohnsitze ausersehen.

Im Laufe des Sommers und des Herbstes kam er mehrmals nach der Stadt. Er hatte Bestellungen und Einkäufe zu machen, um sein Haus und die Wirthschaft auf einen schicklichen Fuß zu bringen. Er nahm Handwerker hinaus, engagirte einige Gartenarbeiter und einen Gärtner, der unter seiner Leitung die

Einrichtung der Gärten und des Treibhauses übernehmen sollte, und als die Kälte des Winters herankam, hatte er sich eine behagliche Heimat und eine neue Thätigkeit geschaffen, da er einer solchen nicht entbehren konnte. Schon im Laufe des ersten Jahres kaufte er einige Morgen Land dazu, und als er mich etwa achtzehn Monate nach unserm ersten Begegnen aufforderte, ihn zu besuchen, konnte er mit Fug und Recht von sich sagen, daß ich zwar nur zu einem Arbeiter, aber zu einem solchen kommen würde, der Freude an seiner Arbeit habe.

Erst den zweiten Sommer nach der Rückkehr des Onkels Emil, wie man ihn in der Familie nannte, wurde es mir möglich, nach Deutschland zu gehen und der Einladung nach dem Seehof zu folgen. Ich fand denselben aber so verändert, daß ich über die große Thätigkeit des jetzt fast siebenzigjährigen Mannes nicht genug erstaunen konnte.

Schon die Straße, welche dahin führte, war den Postillonen jetzt nicht mehr unbekannt. Neue Wegweiser zeigten sie dem Wanderer, und es waren Gewerbtreibende und Nothleidende genug vorhanden, welche gelernt hatten, diesen Weg zu gehen. Das Haus war völlig hergestellt, die verfallene Stuckatur-arbeit dauerhaft ergänzt. Schon von Weitem sah man die bedeutenden Treib-häuser, welche sich an das alte, kleine Treibhaus anschlossen, und zur anderen Seite des Gebäudes waren kleine, artige Häuschen für die Gartenarbeiter und verschiedene Wirthschafts-Gebäude erstanden, während wir, ehe wir den Seehof erreichten, schon eine ganze Strecke zwischen Garten-Anlagen hinzufahren hatten.

Vor der Thür des Seehofs nahm der Onkel mich in Empfang, und auf meinen Ausruf, daß ich das Gut nicht wiedererkenne, daß er hier in der kurzen Zeit fast Unwahrscheinliches geleistet habe, sagte er mit heiterer Ruhe: Vorwärts zu kommen, das lernt man drüben in America, wo man so oft genöthigt ist, das Haus erst zu zimmern, in dem man übernachten will; und diese Gewohnheit, rasch vorwärts zu gehen, kommt dann dem Alter sehr zu Statten, das doch auch noch etwas schaffen möchte, und nicht viel Zeit dafür übrig hat.

Auch im Innern des Hauses war Alles hergestellt, ohne daß man jedoch in den Roccoco-Zimmern eine Neuerung vorgenommen hätte. Man hatte nur das Schadhafte ergänzt, und sie sprachen mich daher als ein Altbekanntes an. Der Onkel hatte seine eigentliche Wohnung in diesem Salon und in dem Schlafzimmer daneben. Die Stube, in welcher die Wiege gestanden, war in eine Arbeitsstube für ihn verwandelt worden, zu der man vom Flur aus den Zutritt hatte, und auf der anderen Seite des Hauses, welches Mademoiselle Dubois inne gehabt, waren ein Eßzimmer und ein paar Fremdenstuben einge-richtet, hinter denen sich das Wirthschafts-Gelaß befand. Ein alter Diener, den der Onkel aus Amerika mit sich gebracht, und die Haushälterin von Mademoiselle Dubois, welche er zu sich genommen, überwachten das Hauswesen,

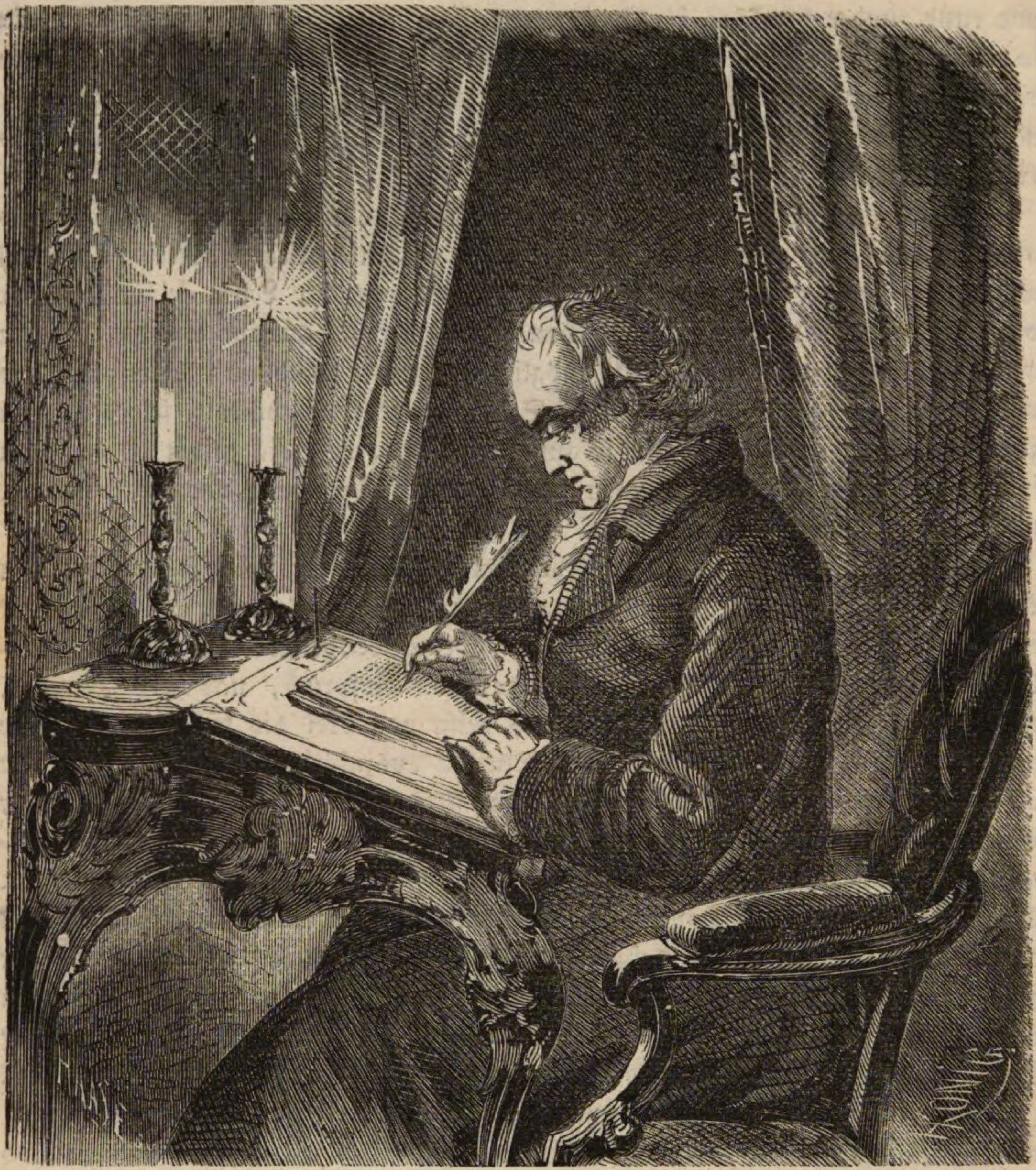
und rund umher herrschte in Garten und Feld eine so rüstige Thätigkeit, ein so ersichtliches Gedeihen, daß der melancholische Hauch, welcher über den Zimmern des Onkels lag, doppelt fühlbar dadurch wurde, daß die klagende Melodie der Romanze, welche die Spieluhr noch immer durch die Zeiten sang, nur um so rührender tönte.

Aber hier so wenig als damals in Paris erwähnte er seiner Jugend, und obschon er an den Schicksalen der einzelnen Familienglieder herzlichen Antheil nahm, obschon er sich um die kleinsten Vorgänge im Leben seiner Arbeiter väterlich sorgend bekümmerte, obschon jeder, der sich an ihn wandte, auf ein achtsames Gehör und so weit als möglich auf seinen Rath und seinen Beistand rechnen durfte, schien ihn eine heilige Scheu vor jeder Enthüllung seines Innern zurückzuhalten. Das war um so auffallender, da er, wie gesagt, von seinen späteren äußeren Erlebnissen gern und viel erzählte, ganz vortrefflich sprach, und entschieden liebebedürftig war.

Seine Lebensweise war eine sehr regelmäßige. Er stand früh mit seinen Arbeitern auf, und die Zeit bis zum Mittage seiner Leute brachte er immer mit und unter ihnen zu. Dann nahm ihn eine weitverzweigte, theils geschäftliche, theils freundschaftliche Correspondenz in Anspruch, und die Stunden, welche seiner Mahlzeit vorangingen, das heißt von drei bis sechs Uhr, pflegte er mit Lectüre oder mit botanischen Studien auszufüllen. Von der Mahlzeit ab gehörte er dann seinem Gaste, da er stets Einen oder den Andern seiner Verwandten bei sich hatte; und was dann die Lage des Seehofes irgend Angenehmes gewähren konnte, das wurde aufgeboten, den Gast zu vergnügen. Spät, wenn Alles im Hause die Ruhe suchte, ließ der Onkel sich im Salon noch die Kerzen auf einem kleinen eingelegten Schreibpulte anzünden, den er am Tage niemals benutzte, und dann pflegte er noch einige Stunden zu wachen und zu schreiben, wenn Alles schlief und Nichts um ihn lebendig war, als die Erinnerungen seines Lebens, an deren Aufzeichnung er an diesem Schranke arbeitete.

In dieser Weise hatte er noch fast zehn Jahre auf dem Seehofe gelebt, ein Menschenfreund in der edelsten Bedeutung des Wortes, als ein ruhiger Tod den fast Achtzigjährigen dahin nahm. Meilenweit in die Runde hatte sein Einfluß sich geltend gemacht, und ohne daß er irgend welchen bestimmten socialen oder philantropischen Ideen gefolgt wäre, hatte er, indem er einfach mit Rath und That zu Hülfe kam, wo eine Hülfe nöthig war, auf die Kultur des Landes und auf die Lage seiner Bewohner höchst wesentlich und vortheilhaft gewirkt. Der Seehof aber war in seinen Händen zu einer werthvollen Besitzung geworden, welche er meinem Bruder vererbt hat, in dessen Armen er gestorben ist, und den er zu entschädigen wünschte für die Opfer, welche unser Vater und mein Bruder auf die Erhaltung des Seehofs verwandt.

Mein Bruder wurde damit auch der Erbe seiner Papiere. Was sich in



denselben auf des Onkels inneres Leben, auf die Schicksale seiner Jugend bezog, fand sich alles in dem kleinen lackirten Schranke des Salons beisammen, an dem er immer nur bei nächtlicher Weile gearbeitet hatte. Es waren mehrere Hefte Memoiren, in deren Aufzeichnung der Greis sich offenbar mit feiernder Liebe versenkt hatte. An Einsamkeit gewohnt und deshalb nicht geneigt, sich durch Gespräche über die Vergangenheit den Genuß belebter Erinnerungen zu bereiten, waren diese Blätter ihm die Freunde gewesen, denen er sich anvertraut, je nachdem das Andenken an entschwundene Zeiten in ihm mächtig geworden war. Bald war es eine lange fortlaufende Erzählung, bald wie ein Ausruf zärtlichen Gedenkens, dann kamen wieder längere Bruchstücke. In dieser Weise

hatte er seine ganze Kindheit und sein Jugendleben behandelt, und obschon die einzelnen Kapitel dem Anscheine nach zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben worden waren, bildeten sie doch ein verständliches und fortlaufendes Ganzes. Diese Aufzeichnungen aber sind es, welche meinem nothwendigen Vorberichte folgen. Er hatte sie überschrieben:

Erinnerungen aus einem Menschenleben.

Indem ich mich hinsetze, meine Erinnerungen aufzuschreiben, so begannen die Memoiren, habe ich keinen anderen Zweck als meine eigene Befriedigung. Ich will Nichts beweisen, ich will mich weder anklagen, noch mich vertheidigen. Jedes Leben ist eine Reihe von Ursachen und Folgen, die zum Theile nicht in uns liegen. Glücklich genug der Mensch, der ohne schwere Reue zurückschauen kann, der sich an einen Wechsel von Freuden und von Schmerzen zu erinnern hat, der sich nicht sagen muß, ich konnte nicht herstellen und nicht sühnen, was ich durch meine Irrthümer zerstört und gefehlt, ich konnte denen nicht lohnen, diejenigen nicht beglücken, die ich liebte und welche mich geliebt haben.

Mein Vater war ein hamburger Kaufmannssohn und hatte in ganz jungen Jahren seine kaufmännische Lehrzeit in Italien und in Frankreich durchgemacht. In diesem letzteren Lande hatte er sich viele Bekanntschaften und einflußreiche Gönner erworben, und als er sich in Hamburg etablirt, und ein für die damaligen Zeiten umfangreiches Geschäft begründet hatte, wurde er durch Vermittelung seiner auswärtigen Freunde zum französischen Konsul in unserer Vaterstadt ernannt. Das veranlaßte ihn zu einem wiederholten Besuche von Frankreich und von dessen Handelsstädten, und es war in Bordeaux, wo er meine Mutter kennen lernte und zur Frau gewann.

Meine Mutter stammte aus einer sehr angesehenen Familie. Einer ihrer Onkel und ihr Bruder bekleideten wichtige Verwaltungsposten in Paris, und sie selbst hatte in einem pariser Kloster, in welchem meist nur die Töchter des höchsten Adels als Pensionärinnen aufgenommen wurden, durch Verwendung ihrer Familie den Zulaß, und eine sorgfältige Erziehung genossen. In jenem Kloster entspannen sich die ersten Fäden des Geschickes, das über mein ganzes Dasein entschieden hat.

Die Ehe meiner Eltern war eine ehrenhafte und schickliche. Sie hatten Achtung vor einander, die sie auch beide fordern konnten, und ihre beiderseitigen Neigungen trafen gut zusammen. Mein Vater war ein galanter Mann, der noch als Greis die huldigenden Rücksichten für seine Frau nicht außer Acht ließ. Meine Mutter wußte ihm ihre Anerkennung dafür durch freundliches Eingehen auf seine Wünsche zu danken. Mein Vater war prachtliebend, meine Mutter verstand es, seinem Hause Ehre zu machen, und weil damals die Bildung und die Sitten der guten Gesellschaft durchweg in Europa einen französischen Zu-

schnitt hatten, so war es meiner Mutter nicht schwer geworden, sich in ihrer neuen Heimat heimisch zu fühlen.

Gleich in den ersten Jahren ihrer Ehe wurden meinen Eltern in schneller Folge zwei Söhne geboren, und damit schien die Reihe ihrer Nachkommenschaft geschlossen zu sein. Je mehr aber diese Kinder heranwuchsen, je freier sie die Zeit meiner Mutter ließen, welche der Reichthum meines Vaters der kleinlichen Sorge um ihr Hauswesen enthob, um so mehr bemächtigte sich ihrer ein inneres Unbehagen.

Während mein Vater mit seinem blühenden Geschäfte, mit seiner hochgeachteten Stellung, mit seiner schönen und tugendhaften Frau sich im Kreise seiner heranwachsenden Kinder vollständig glücklich fühlte, bildete sich in meiner Mutter die Ueberzeugung aus, daß sie das wahre, höchste Glück des Herzens, daß sie die rechte Liebe nie gekannt habe, wenn schon ihr ein schönes befriedigendes Lebensloos gefallen sei.

Sich zu zerstreuen, nahm sie zur Lectüre ihre Zuflucht, und Rousseau, den mein Vater in seinen philosophischen Schriften bewunderte, wurde für meine Mutter der Evangelist der Liebe, nachdem ihr die „Neue Heloise" bekannt geworden war. Sie las nun alles, was er schuf und dichtete, und wie meines Vaters stolzer, bürgerlicher Freiheitssinn sich in dem Contrat social befriedigt fand, so schwärmte meine Mutter mit Madame de Wollmar und Saint Preux für das höchste Ideal der Liebe, um wie ihre Heldin darauf als tugendhafte Gattin Verzicht zu leisten. Aber sie wünschte sich noch einen Sohn, um ihn nach dem Vorbilde von Rousseau's Emil zu einem freien und vollkommenen Menschen erziehen zu können. Indeß Jahre vergingen, ohne daß dieser Wunsch sich ihr erfüllte, und schon hatte sie der Hoffnung entsagt, noch einmal Mutter zu werden, als diese sich ihr zu ihrer großen Freude eröffnete.

Meine Mutter, die sich sehr jung verheirathet hatte, stand in ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahr, mein jüngster Bruder war achtjährig, als ich geboren wurde, und meine beiden Eltern habe ich es oftmals aussprechen hören, daß meine Geburt ihnen eben soviel, wenn nicht mehr Freude gemacht habe, als die ihres ersten Kindes. Es ist aber ein großes Glück für einen Menschen, ja, es ist eigentlich ein Segen für sein ganzes Leben, mit Freuden begrüßt, von Liebe, Muth und Hoffnung bewillkommt zu werden bei seinem Eintritt in die Reihen der Menschen, und ich habe immer Mitleid gehabt mit jenen Geschöpfen, die von ihren Eltern gleichsam als nothwendige Lasten mit sorgendem Erbarmen aufgenommen werden.

Mein Vater sah in seinem reichen Hause das Wachsen seiner Familie mit Vergnügen. Er hatte Ansehen, Ehren und Mittel genug, uns alle damit auszustatten. Meine älteren Geschwister waren entzückt über den Neugebornen, der ihnen in seiner Hülflosigkeit ein Gegenstand der Neugier und des thä-

tigen Wohlwollens wurde, indem die Kinder so viel Befriedigung finden, und für meine geliebte Mutter war mit meiner Geburt der Anfang eines neuen Daseins aufgegangen. An ein Ideal der Liebesleidenschaft dachte sie jetzt nicht mehr, sie gelobte sich der Mutterliebe an, und mich, den nachgeborenen Sohn, dem sie aus Vorliebe für Rousseau den Namen Emil beigelegt hatte, auch, wie man es damals nannte, à la Jean Jaques Rousseau zu erziehen, das war ihr höchstes Streben.

Mein Vater, den ihre Schönheit immer sehr erfreut, hatte aus Sorge für die Erhaltung derselben meine älteren Geschwister von fremden Frauen säugen lassen. Er wollte dieses Auskunftsmittel aus gleichem Grunde auch für mich in Anwendung bringen, aber diesmal verweigerte meine Mutter es entschieden, um selbst meine Amme zu werden. Sie hatte mich mit gesteigerter Freude erwartet, sie hängte sich fester an mich, sie liebte mich mehr als ihre älteren Kinder, weil sie mich selbst ernährte, ja, weil sie mich selbst in einer Weise wartete und pflegte, welche damals für eine Frau von ihrer gesellschaftlichen Stellung und von ihren persönlichen Ansprüchen etwas Unerhörtes war. Sie war immer eine gute Gattin und Mutter gewesen, jetzt strebte sie doppelt danach, ein schönes Familienleben um sich her zu verbreiten, um ihrem Lieblingskinde nur reine und gute Eindrücke zukommen zu lassen; und wenn meine Geschwister in gewissem Sinne mir den Vorzug wohl zu neiden gehabt hätten, welchen die Zärtlichkeit meiner Mutter mir einräumte, so gewannen sie doch auch ihrerseits wesentlich durch die neue Richtung, welche die Seele meiner Mutter genommen hatte. Ich habe also den Trost für mich, daß meine Geschwister mich alle liebten, daß meine Geburt ihnen geistig nichts entzog.

Ich wuchs in der glücklichsten Lage heran. Mein Vater, der selbst ein stattliches Aeußeres und eine vortreffliche Haltung hatte, begünstigte alle Unternehmungen meiner Mutter, welche es bezweckten, mich, und mit mir meine älteren Brüder körperlich abzuhärten und auszubilden. Wir lebten den größten Theil des Jahres auf unserem Landhause in freier Luft, wir lernten unsere Glieder zur Arbeit und in allen männlichen Künsten brauchen, und wir gediehen, da wir die kräftige Körperanlage meines Vaters ererbt hatten, vortrefflich dabei.

Mit dieser körperlichen Erziehung ging aber, soweit es mich betraf, eine eben so große Sorgfalt für die Entwicklung meiner geistigen Fähigkeiten Hand in Hand. Meine Mutter fing an, sich mit mancherlei Wissenschaften zu beschäftigen, welche ihr bis dahin fern gelegen hatten, um mich selbst unterrichten zu können. Ich erlernte von ihr fast spielend das Englische und Französische, während wir andere Dinge trieben, und auch die Anfangsgründe der Musik kamen als etwas Gelegentliches durch sie an mich heran. Da ich von Natur mäßig in meinen Wünschen war, und wir in einer Behaglichkeit lebten,

welche uns obenein wenig zu wünschen übrig gelassen hätte, selbst wenn unsere Verlangnisse weiter gegangen wären, so hatte man mir selten etwas abzuschlagen; und da ich bei den Eltern wie bei den erwachsenen Geschwistern der größten Zuvorkommenheit begegnete, so bedurfte es von meiner Seite keiner besonders glücklichen Anlage, um mich vor der frühen Entwicklung übler Leidenschaften zu bewahren. Meine gute Mutter rühmte es als einen Erfolg ihrer Erziehungs-Methode à la Jean Jaques, daß ich zehn Jahre alt geworden sei, ohne daß sie je eine Unwahrheit, ohne daß sie je eine Anwandlung von Neid, von Zorn an mir bemerkt habe. Sie glaubte ein Meisterstück zu vollführen, und bedachte nicht, wie sehr sie mich gewöhnt hatte, alles zu erlangen, was ich wünschte, wie völlig fremd es mir war, auf irgend einen Widerstand zu stoßen. Die Erziehung eines Menschen wird aber in seinen ersten Lebensjahren gemacht, und die Grundzüge seines Characters bilden sich eben so früh.

Seit ich mich erinnern konnte, hatte man in meiner Gegenwart häufig von den Pflichten gesprochen, welche Eltern für ihre Kinder, von der Verantwortlichkeit, welche sie für das Glück derselben hätten, und eben so oft hatte ich es sagen hören, daß Jeder seine Wünsche nach seinen Anlagen zu gestalten habe. Kinder aber sind viel klüger, sind viel schärfere Beobachter, als man glaubt, und wissen aus dem, was sie vernehmen, ohne es recht zu verstehen, sich mit großem Egoismus die ihnen gemäßen Schlüsse zu ziehen. Daß ich Pflichten gegen meine Eltern hätte, davon sprach man nicht mit mir, denn ich war ein gutes Kind, und während ich mich also mit voller Unbefangenheit für den Mittelpunct des Daseins für meine Eltern ansah, hielt ich mich, eben weil ich ein so gutes, bescheidenes Kind sein sollte, auch für ein besonderes Wesen, dem einmal, wenn es erst groß sein würde, auch ein ganz besonderes Schicksal und ein ganz besonderes Glück zu Theil werden müßten.

Nach Rousseau's Prinzipien und nach dem Willen meiner beiden Eltern sollten alle ihre Söhne ein Handwerk erlernen. Man meinte das ernstlich, nahm es aber nicht ernsthaft, und die Geschicklichkeit, welche meine Brüder sich als Stellmacher und Schlosser erworben hatten, wäre kaum ausreichend gewesen, sie in einer Werkstatt irgend wie brauchbar zu machen. Mich ließ man, da ich viel Liebe für Blumen zeigte, unter der Anleitung eines Gärtners arbeiten, und diese Beschäftigung im Freien, die mir wohl gefiel, erzeugte in mir schon in der Kindheit den Wunsch, ganz auf dem Lande zu leben. Meine Mutter war durch diese meine Richtung sehr erfreut. Sie sah auch darin eine Wirkung ihrer Erziehungs-Methode, welche mir den Zusammenhang mit der Natur zum Bedürfniß gemacht, mich im Zusammenhange mit der Natur erhalten hatte, und da mein Vater, wie fast alle reich gewordenen Kaufleute, das Verlangen trug, einen Theil seines Vermögens den Wechselfällen des Handels zu entziehen und in

Grundbesitz anzulegen, so kam man leicht darin überein, daß ich Landwirth werden, und einst ein Gut für mich gekauft werden sollte.

Es war damals die Zeit des Humanismus und der philanthropischen Ideen. Meine Mutter hing ihnen von ganzer Seele an und sah mich im Geiste schon auf meinem Gute, einen vollendeten Menschen, an der Seite einer eben so vollkommenen Gattin, an der Spitze einer glückseligen Kolonie, für deren Verwaltung meine ganze Bildung mich vorbereiten sollte. Diese Bestrebungen waren in gewissem Sinne phantastisch, aber die Quelle, aus welcher sie entsprangen, war rein.

Auf mich hatte der Idealismus meiner Mutter eine doppelte Wirkung. Er gab mir eine leidenschaftliche Liebe für sie, Theilnahme für meine Mitmenschen, er zerstörte in mir alle Standes- und Religions-Vorurtheile, welche damals in meiner Vaterstadt noch sehr im Gange waren. Ich erhielt ein starkes, reines Selbstgefühl, aber mein Herz ward zu weich gemacht, meine Empfänglichkeit zu sehr gesteigert, und ich lernte es nicht, einzusehen, daß das Leben wenig Vollkommenes erzeugen könne, und daß allem idealen Wollen durch die bestehenden Verhältnisse schwerfällige Hinderungen und enge Schranken gesetzt sind. Und so war ich denn mit sechszehn Jahren sehr erwachsen, recht unterrichtet, und ein liebevoller, zärtlicher Schwärmer, der es sich wohlgefallen ließ, einen poetischeren Lebensberuf zu haben, als seine älteren Brüder, und von der Mutter als der Erfüller ihrer Hoffnungen mit besonderer Liebe bevorzugt zu werden.

Meine Mutter hatte bis dahin eine gute Gesundheit genossen. Jetzt fing sie zu kränkeln an, und die Aerzte riethen zu dem Gebrauch der Bäder von Spaa, welches damals seines größten Rufes genoß, und zugleich einen Vereinigungspunct für die elegante Gesellschaft von Deutschland und Frankreich bildete; denn in jenen Tagen reisten auch die Gesunden noch zum Vergnügen in das Bad. Daß ich meine Mutter begleiten müsse, davon sprach man gar nicht besonders, es schien Allen selbstverständlich. Mein Vater, welcher einige Jahre vorher Senator geworden war, setzte ohnehin seinen ganzen Stolz darin, seine Frau in dem weltberühmten Badeorte reich und vornehm auftreten zu lassen, und er bedauerte es nur, daß er und seine anderen Söhne die Mutter nicht ebenfalls begleiten konnten, um eine noch imposantere Familie darzustellen, und ihre Equipage und Dienerschaft noch ansehnlicher auszustatten. Sogar meine beiden Brüder, die bereits seit Jahren als Theilnehmer in dem Geschäfte meines Vaters thätig waren, hatten bei ihrer Herzensgüte und Freigebigkeit offenbar eine Genugthuung darin, die geliebte Mutter die Früchte ihrer Arbeit genießen zu sehen, wie ihr das so wohl anstand, und schon im Beginn des Frühjahrs hatte mein Vater eine Wohnung in Spaa bestellt, eine neue Reisekutsche bauen lassen, und zwei neue Wagenpferde und ein Reitpferd angeschafft, welche

Letztere mit einem Kutscher uns vorangehen, und uns im Bade zu Spazierfahrten und Landpartieen dienen sollten.

Nach monatelangen Vorbereitungen, bei denen die Verhandlungen mit Schneidern, Putzmacherinnen und Juwelieren keinen kleinen Theil eingenommen hatten, brachen wir endlich, von den Wünschen der ganzen Familie geleitet, von Hamburg auf. Wir waren mit Empfehlungsschreiben an Geschäftsfreunde für die Orte versehen, an denen wir unterwegs verweilen sollten, und der Ruhepunkte gab es nur zu viele. Unser Wagen war mit Vorräthen aller Art ausgestattet, die Kammerjungfer meiner Mutter und ein treuer Diener, dessen Brauchbarkeit mein Vater schon auf seinen eigenen früheren Reisen erprobt, saßen auf dem Bocke, und so fuhren wir, von vier Postpferden gezogen, unter dem Segen des schönsten Sonnenscheines in die Welt.

Es war Mitte Juli, als wir in Spaa anlangten, und im . . . hause die für uns gemiethete Wohnung bezogen. Sie bestand aus einer halben Etage von fünf Zimmern, außer den Stuben für die Dienerschaft. Weil dies in der That für unsere Bedürfnisse sehr geräumig war, weil obenein mein Vater, noch ehe wir angekommen waren, eine ganze Ladung von Dingen an den Wirth gesandt hatte, welche er für die Bequemlichkeit seiner Gattin wünschenswerth glaubte, und weil endlich das Auftreten meiner Mutter eben so elegant als würdig war, bildete sich in dem Hause, ohne daß wir es Anfangs bemerkten, bald das Urtheil, daß wir irgend eine vornehme Herrschaft wären, die unter bürgerlichem Namen zurückgezogen zu leben wünsche.

Das Leben in dem Bade gefiel uns gleich von Anfang sehr. Die Gegend war schön, der Verkehr leichter als in unserer Vaterstadt, und da sich viel Franzosen unter den Curgästen befanden, so genoß meine Mutter das lange entbehrte Vergnügen, sich einmal wieder unter ihren Landsleuten zu bewegen, welche sie, als Frau eines französischen Consuls, doppelt zu den Ihrigen zählten.

Was mich anbetraf, ich genoß diese Zeit der ersten Freiheit mit wahrhaftem Entzücken. Zu Hause hatte ich bei aller Nachsicht, welche man mir von Seiten des Vaters und der Brüder angedeihen ließ, doch immer das beschämende Gefühl gehabt, kein Arbeiter zu sein wie sie. Und selbst wenn ich dem hochmüthigen Gedanken nachgehangen, zu etwas Besserem bestimmt zu sein, so hatte ich doch dazwischen immer wieder meines Müßiggehens gedacht, und gewünscht die höheren Sphären des Lebens kennen zu lernen, aus denen ich dann, wie meine Mutter es nannte, mit geläutertem Sinne zu den Arbeiten des Lebens zurückkehren sollte. —

Hier in dem Badeorte hörte das drückende Gefühl meiner Sonderstellung plötzlich auf. Niemand arbeitete, Alle suchten sich zu vergnügen, ich that also genau so viel, als alle die Anderen, und die Zwanglosigkeit, mit welcher der Verkehr der Badegäste unter einander Statt fand, machte mich glauben, daß

in der guten, großen Gesellschaft die Standes-Vorurtheile abgethan wären, wie die Gespensterfurcht. Wer mit äußerm Anstand auftrat, gut Französisch sprach, gefällige Sitten hatte, konnte hier in der Gesellschaft keinem Hindernisse begegnen, und meine Mutter und ich fanden uns bald in einen Kreis hineingezogen, der weit ablag von dem Bereiche, in welchem wir uns zu Hause bewegten. Das war durch einen Zufall herbeigeführt worden.

In dem Hause, in welchem wir wohnten, hatte eine Herzogin das Rez-de-Chaussee und den Garten gemiethet, aber trotz der großen Zimmerreihe, welche sie inne hatte, meinte sie noch einer Stube zu bedürfen, und ließ meine Mutter fragen, ob sie nicht geneigt wäre, ihr eine der Domestikenstuben zu überlassen. Meine Mutter erklärte sich dazu bereit, unter der Bedingung, daß man uns den Besuch des Gartens und eine Laube in demselben zu unserem Gebrauche gestatte, und das Uebereinkommen kam auf diese Weise bald zu Stande. Wir gaben das Zimmer ab, das nur zur Aufbewahrung der Koffer gedient hatte, und ließen uns dafür an dem nächsten Morgen mit unserm Frühstück in der Laube des Gartens nieder, froh des trefflichen Tausches, den wir gemacht hatten.

Da meine Mutter sich seit meiner Kindheit gewöhnt hatte, sich zeitig zu erheben und die Morgenstunden mit mir in der freien Natur zuzubringen, so waren wir auch hier in Spaa immer mit unter den Ersten, welche sich an den Brunnen begaben, und wir hatten uns an dem Tage, an welchem wir uns das erste Frühstück in der Laube des Gartens versprechen durften, besonders zeitig aufgemacht. Obschon es aber eben erst fünf Uhr war, als wir an die Quelle kamen, fanden wir schon einige Personen vor. Unter ihnen befand sich eine Dame, die uns den Rücken zugekehrt hatte, und welcher ihr Diener eben den gefüllten Becher darreichte. Sie hatte das Capuchon ihres schwarzen Mantelets über den Kopf genommen, weil der Morgen noch kühl war, aber ihre Gestalt war so hoch und edel, daß sie mir auffiel, und grade als ich meine Mutter auf sie aufmerksam machte, wandte die Dame das Haupt um. Sie mußte es also gewahren, daß wir sie betrachteten, und schien ihrerseits ebenfalls durch irgend etwas in dem Wesen meiner Mutter überrascht zu werden, denn sie sah sie förmlich forschend an, drehte sich, nachdem sie sich schon entfernt hatte, noch mehrmals um, und meine Mutter machte die Bemerkung, daß für sie in dem Gesichte der Fremden irgend eine Aehnlichkeit liege, daß sie meine, ihr schon begegnet zu sein, ja, daß sie sie durchaus kennen müsse. Der Dame aber mußte es eben so gegangen sein, denn sie kreuzte auf der Promenade mehrmals absichtlich unsern Weg, und als wir dann abermals am Brunnen zusammentrafen, näherte sie sich uns, und sagte zu meiner Mutter: Es ist gewiß sehr selten, daß man in den Zügen einer Frau noch die Physiognomie eines Kindes wiederfinden kann. Aber es müßte mich Alles täuschen, wenn Sie

nicht einst Pensionärin im Kloster der Carmeliterinnen in Paris gewesen wären, wie ich selbst!

In dem nächsten Augenblicke reichten die beiden Frauen einander die Hände, die Namen Pauline und Valerie ertönten mit gegenseitiger Freude. Die Frauen waren angenehm überrascht, sich fast nach einem Menschenalter so unerwartet wieder zu finden, sie fragten sich um die Länge der Zeit, welche man schon in dem Badeorte zugebracht, um die Wohnung, die sie inne hätten, und auf die Bemerkung meiner Mutter, daß sie in dem . . . Hause logire, sagte die Fremde: Nun denn, so sind wir wieder Hausgenossen, wie einst in unserem Kloster, und ich habe Ihnen bereits für die Gefälligkeit zu danken, mit welcher Sie mir Ihr Zimmer abgetreten haben.

Meine Mutter sah daraus, daß ihre Jugendgenossin, die Tochter einer ganz mittellosen, aber edlen Familie, eine glänzende Heirath gemacht, und daß sie in ihr die Herzogin von Valmont vor sich habe. Trotz ihres bürgerlichen Selbstgefühls, trotz ihrer freien Ansichten über die Gleichheit der Menschen, machte diese Entdeckung sie zurückhaltend und änderte ihren Ton. Aber die Herzogin wollte dies offenbar nicht bemerken, denn sie fragte mit solcher Freundlichkeit nach den Verhältnissen meiner Mutter, daß diese mich herbeirief, um mich als ihren jüngsten Sohn vorzustellen. Die Herzogin sagte mir etwas Verbindliches, erzählte dann, daß sie eine zahlreiche Familie habe, daß sie bereits Großmutter sei, daß aber keines ihrer Kinder sie begleitet habe, außer ihrer jüngsten Tochter, die jedoch von der Reise ermüdet, bis jetzt unwohl gewesen wäre, und erst heute ihr Zimmer verlassen würde.

Es kamen dann andere Personen hinzu, welche die Herzogin begrüßten, und meine Mutter verabschiedete sich. Das war der Anfang des Tages, der über mein ganzes Leben entschieden hat.

Jenes erste Begegnen mit der Herzogin führte gleich an demselben Morgen ein zweites Gespräch zwischen den beiden Frauen im Garten herbei. Wir nahmen unser Frühstück in der Laube ein, als die Herzogin ebenfalls in den Garten kam. Sie hatte ihre Tochter an der Hand, und graden Weges auf uns zugehend, sagte sie: Sie haben mir heute Ihren jüngsten Sohn vorgeführt, dieses ist meine jüngste Tochter, meine kleine Claudine! — Damit blickte sie zärtlich zu dem Mädchen hinunter, das uns mit unschuldiger Neugier freundlich ansah.

Es war das schönste Menschenwesen, das meine Augen jemals gesehen, und ein Herz wie das ihre habe ich auf der ganzen Erde nicht wieder gefunden. Sie kam mir in jenem Augenblicke wie eine himmlische Erscheinung vor, und wie eine solche ist sie durch mein Leben gegangen. Sie hat es erleuchtet, sie hat mir ein Paradies geschaffen, und als sie von dem Leben schied, floh ich,



ein Ausgestoßener aus dem Paradiese, in die Welt, die mir leer war und kalt, und die mir keinen Ersatz zu bieten hatte für die Verlorene, für Claudine.

Die Herzogin war eine Aristokratin, wie jene Zeit sie in Frankreich vielfach aufzuweisen hatte. Unangefochten in ihrer Stellung, in ihrem Besitze und in ihren Rechten, hatte die französische Aristokratie damals jene Leichtigkeit des Tones, jene sichere Zuvorkommenheit, welche jeden Aufgeklärten, jeden Gebildeten, freundlich willkommen hieß. Man fürchtete noch nicht, daß geistige Gleichberechtigung den Nichtaristokraten jemals ermuthigen könne, an den Vorrechten der Aristokratie zu zweifeln oder gar an denselben zu rütteln. Die vornehme Welt in Paris verkehrte vertraulich mit ihren berühmten Schriftstellern,

mit ihren schönen Geistern. Der amerikanische Freiheitskrieg hatte den Liberalismus zur Mode erhoben, mancher Graf und mancher Herzog bekannte sich zu demselben, wie zu den Schriften eines Voltaire, eines Rousseau. Die Lehren des Letzteren hatten, soweit sie die Erziehung betrafen, auch in Frankreich vielfach Eingang und Anhänger gefunden. Das Alles jedoch hatte keineswegs die Folge gehabt, daß die Aristokratie die Gelehrten oder den Bürger als ihres Gleichen ansah. Man räumte ihnen gefällig das Vorrecht ein, zur guten Gesellschaft zu gehören; aber man würde den bürgerlichen Dichter schnell auf seinen Standpunkt zurückgewiesen haben, hätte er es sich einfallen lassen, jene Zugeständnisse als sein Recht zu fordern.

Die Herzogin befand sich in dem gleichen Falle meiner Mutter gegenüber. Es war eine Gefühlsaufwallung gewesen, welche sie bewogen hatte, dieselbe anzureden, und als sie in ihr eine angesehene gebildete Frau bemerkte, die obenein ihre Hausgenossin und, was die Rousseau'schen Ideen anbetraf, eine Gleichgesinnte mit ihr war, hielt sie es gerade diesen Ideen und ihrer Freisinnigkeit angemessen, meine Mutter unter ihren Schutz zu nehmen, sie der übrigen Gesellschaft vorzustellen und sich dem häuslichen Verkehre mit ihr zwanglos zu überlassen, wie die Gelegenheit es bot. Meine Mutter täuschte sich weder über die Gesinnungen ihrer Jugendfreundin, noch über die Beweggründe, aus welchen dieselben entsprangen; aber sie hatte den Grundsatz meines Vaters zu dem ihrigen gemacht, daß man, um vorwärts zu kommen, jeden dargebotenen Fuß breit Erde benutzen müsse, sich darauf zu stellen und ihn zu behaupten. Der Titel eines Emporkömmlings, den man gewohnt ist, zu verspotten, wenn er mit falschen Ansprüchen verbunden ist, hatte in dem Sinne meiner Eltern nichts, was sie erschreckte; denn sie hatten das Verlangen, ihren Kindern eine Stellung in der Welt zu bereiten, von welcher aus sie sich frei bewegen konnten, und möglichst Vieles ihnen erreichbar werden sollte. Meine Mutter nahm den Schutz und die Einführung durch die Herzogin also ohne Weiteres an, weil sie sich in der besten Gesellschaft mit Recht nur an ihrem Platze glauben durfte, und weil es ihr erwünscht war, mir, dem sie eine vollständige Ausbildung zu geben strebte, die Vortheile meiner Erziehung begreiflich zu machen, und mich zugleich an freiere Umgangsformen mit den Personen der verschiedensten Stände zu gewöhnen.

Was aber Anfangs ein gewährter und angenommener Schutz gewesen war, das würde zwischen den Frauen bald zu einer gegenseitigen Neigung, und grade das Bewußtsein, welches sie beide über die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung behielten, gab dieser Neigung einen gewissen leidenschaftlichen Zug. Die Herzogin fand ein romantisches Genügen darin, eine Kaufmannsfrau zur Freundin zu haben und sie, gegenüber der fragenden Gesellschaft, als eine Jugendgefährtin zu behaupten. Die Familie meiner Mutter war auch nicht unbekannt; sie selbst setzte ihren Stolz darin, den Adel ihres Bürgersinnes neben der Aristo-

kratie zu beweisen, und unter den Augen unserer Mütter genossen wir ein Glück, das schöner keines Dichters Phantasie erträumen konnte. Ich sage: wir, — ich meine Claudinen und mich.

Sie hatte eben ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, aber in dem schlank aufgeschossenen Körper, in den feinen, biegsamen Gliedern knospete schon die sanfte Fülle der werdenden Jungfrau, und in dem fröhlichen Blicke ihres Auges, in dem Lächeln ihres Mundes lag damals schon all der Zauber verhüllt, mit dem die Liebe des Weibes zu beglücken vermag. Ich begriff dies nicht mit meinen sechszehn Jahren, aber ich empfand es.

In der Heimat hatte ich eine Ehre darin gesetzt, für einen jungen Mann zu gelten, jetzt fühlte ich mich glücklich, noch so jung zu sein, daß Claudine mich für ihren Kameraden gelten lassen wollte, und da ich keine bestimmte Beschäftigung hatte, nahm ich an allen den ihrigen Theil. Die Herzogin hatte ein Spinet herbeigeschafft, Claudine spielte es schon in jenem frühen Alter mit natürlichem Gefühl, und ich lernte es bald, mich mit meiner Flöte den kleinen Abweichungen anzupassen, die sie sich immer erlaubte, wenn ihre Empfindung es ihr gebot. Man hatte mich von Jugend an im Zeichnen unterrichtet, und da die Herzogin sah, daß ich hier und da eine Blume malte oder eine skizzirte, bat sie mich, den Lehrmeister Claudinens zu machen, damit diese ihre Zeichenstudien nicht unterbreche. Dann wieder gab es Stunden, in denen wir, ohne zu ermüden, Federball spielten, und nie werde ich die Anmuth vergessen, mit welcher sie den Ball in die Luft warf, während ihr leichter Körper sich so schwungvoll hob, als wolle er ihm folgen. Promenirten unsere Mütter bei der Abendkur am Brunnen, so fanden wir Beide uns leicht zusammen. Sie erzählte mir dann von Paris, von ihrem Schlosse in der Normandie, von ihren Gärten und von ihren Wiesen, von ihrem kleinen Pferde, auf dem sie den Vater und die Brüder begleitete, von diesem Vater und von den Brüdern selbst. Vor Allem aber erzählte sie gern von ihrer Schwester, dem ältesten Kinde ihrer Mutter, die früh verheirathet und nun schon Wittwe war, und als sie mir einmal den Schmerz dieser Schwester bei dem Tode ihres Gatten beschrieb, rief sie aus: Sehen Sie, Herr Emil, ich begriff nicht, wie sie es überleben konnte! Wir dachten auch alle, daß sie sterben würde in ihrem Kummer, und ich müßte auch sterben, gewiß, ich müßte sterben, wenn ich von meinem Gatten getrennt würde!

Die Thränen standen ihr dabei in den Augen, und ich dachte gar nicht daran, daß es ein Kind war, welches also zu mir sprach. Ich war gerührt über das Schicksal ihrer Schwester, über die ersten Thränen, welche ich sie vergießen sah. Und ich wußte doch nicht, wie oft ich die süßen Augen noch weinen sehen sollte, und daß sie sich ihr eigenes Schicksal prophezeite.

Die glücklichsten Augenblicke aber waren es, wenn wir unter den Augen ihrer Gouvernante abwechselnd das eben erschienene Meisterwerk Bernardin's de

Saint Pierre lasen, das die Herzogin als eine Neuigkeit von Paris mit sich gebracht hatte, und welches damals alle fühlenden Herzen entzückte. Es waren nicht Paul und Virginie, deren Liebe mich rührte, es war Claudinens Gestalt, es war Claudine selbst, die ich in dem reinen Bilde Virginiens wiederfand, und alle die aufopfernde Liebe des glücklich unglückseligen Paul war nicht stärker, als die Lust, welche ich fühlte, mein Leben für Claudinen hin zu geben. Wenn meine ganze Seele überwallte bei den Worten Pauls, dann lobte die Gouvernante meine Art zu lesen, und meine Aussprache, die für einen Fremden wirklich rein sei. Claudine aber hörte mit liebevollem Lächeln zu, und sagte, ich hätte ein gefühlvolles Herz!

Sechs Wochen gingen bald vorüber. Sie hatten ausgereicht, mich die Liebe in ihrer heiligsten Reinheit kennen zu lehren, und als sie vorüber waren, erschien mir Alles wie ein Traum.

Meine Mutter hatte ihre Kur früher beendigt als die Herzogin. Wir sollten aufbrechen von Spaa, das wußte ich seit Tagen. Aber wie es sein würde am andern Morgen, wenn ich nicht mehr in den Garten gehen, wenn ich nicht mehr Claudinen erblicken, ihre Stimme mich nicht mehr bewillkommnen hören würde — das begriff ich nicht. Den ganzen Tag, welcher unserer Abreise vorherging, hätte ich sie immer fragen mögen, ob sie denn glaube, daß wir uns morgen nicht mehr sehen würden? Indeß ich hatte sie niemals noch allein gesprochen, als wenn wir auf der Promenade einige Schritte fern von unsern Müttern waren, und grade an dem Tage befand sich die Herzogin in größerer Gesellschaft, Claudine fuhr allein mit ihrer Gouvernante aus, und ich hatte meine Mutter bei ihren Abschiedsbesuchen zu begleiten.

Am Mittage zog ein Gewitter auf. Es stürmte und regnete heftig; gegen Abend wurde es hell. Meine Mutter überwachte die Vorkehrungen für die Reise, die Herzogin machte mit Gästen eine Kartenpartie in ihren Zimmern, und ich hatte mich in dem Pavillon des Gartens hingesetzt, das Haus zu skizziren. Ich hatte bisher in dem Gefühl des sicheren Besitzes nicht daran gedacht, daß ich eines Andenkens bedürfen könne, daß ein Tag kommen könne, an welchem ein solches mir unschätzbar sein würde.

Während ich zeichnete, kam Claudine mit ihrer Gouvernante in den Garten. Die Sonne schien schon wieder, und obwohl sie sich zum Untergange neigte, trocknete sie bereits die Gipfel der Bäume, welche sie berührte, aber die Erde war aufgeweicht, und Gras, Strauch und Blumen tropften noch überall von Perlen, die farbig in dem rothen Glanze des Spätabends schillerten, und die Luft war feucht und kühl.

Claudine hatte ein weißes Kleid an und nur eine dünne Hülle übergeworfen, ihre Gouvernante war deshalb besorgt. Es ist zu kalt! hörte ich sie sagen,

treten Sie in den Pavillon ein, ich will hinaufgehen, Ihnen ein Entredeux zu holen. Treten Sie ein, ich komme gleich!

Claudine gehorchte; die Gouvernante, die mich beschäftigt sah, wünschte mir einen guten Abend und ging so schnell, als ihre Jahre es erlaubten, davon. Wir Beiden blieben allein. Ich wollte mich erheben. Bleiben Sie! sagte Claudine; ich will sehen, was Sie machen. — Sie trat herzu, kniete neben mir auf einen Stuhl und betrachtete meine Arbeit.

Ach, Sie nehmen das Haus auf! bemerkte sie.

Ich will es zum Andenken haben, entgegnete ich, ohne daß ich wagte, den



Kopf zu erheben, denn sie hatte sich nah zu mir herübergebeugt, und ich fühlte ihren frischen Athem meine Wange berühren.

Ja, es ist wahr, Sie reisen morgen. Das ist recht schade! meinte Claudine. Ich werde recht allein sein ohne Sie!

Und ich? Und ich? rief ich aus, und die Thränen traten mir in die Augen.

Claudine erhob sich und fragte zagend und erschreckend zugleich: Sie weinen? aber weshalb weinen Sie, Monsieur Emil?

Weil ich scheiden muß, und weil ich Sie nicht wiedersehen werde! antwortete ich ihr, unfähig, meine Gedanken zu verbergen.

Nicht wiedersehen? wiederholte sie in einem Tone, als sei diese Vorstellung ihr noch nicht gekommen. Oh, freilich werden wir uns wiedersehen. Ihre Mutter hat es gesagt, Sie werden nach Paris kommen, Ihre Erziehung zu beenden. Ich rechne darauf, daß Sie nach Paris kommen werden!

Aber wo werden Sie dann sein? fragte ich unwillkürlich. Sie werden eine große Dame sein, Sie werden eine Herzogin sein, wie Ihre Frau Mutter, und — Sie werden mich vergessen haben!

Claudine schwieg. Ja, sagte sie nach einer kleinen Weile, es ist wahr, man wird mich verheirathen, wenn ich erwachsen bin.

Sie hatte sich niedergesetzt und den Kopf auf die Hand gestützt, ihre langen braunen Locken bedeckten ihren ganzen Arm. Sie wußte mir keinen Trost zu geben, ich konnte gar nicht sprechen. Es ist merkwürdig genug, daß die Brust eines so jungen Menschen den ganzen Schmerz der stärksten Leidenschaft empfinden kann.

In dem Augenblicke erschien die Gouvernante in dem Thor des Gartens.

Hören Sie, Herr Emil! rief Claudine schnell und heftig, hören Sie, glauben Sie es nicht, ich werde Sie nicht vergessen, niemals! aber weinen Sie nicht! — Und sich schnell umwendend, nahm sie eine Scheere, die auf dem Tische lag, trat hinter einen Pfeiler, hinter welchem ihre Gouvernante sie nicht sehen konnte, schnitt eine ihrer Locken ab und sagte noch einmal: Da! nehmen Sie! ich werde Sie nicht vergessen, aber weinen Sie nur nicht! weinen Sie nicht mehr!

Sie reichte mir flüchtig die Hand, eilte zum Pavillon hinaus, verließ mit ihrer Gouvernante den Garten, und am folgenden Morgen reisten wir ab, ohne daß ich sie noch einmal wiedergesehen hatte.

Viertes Kapitel.

Als ein ganz veränderter Mensch kehrte ich in meine Heimat zurück. Ich war stolz geworden und demüthig, ich fühlte mich meiner ganzen Umgebung überlegen, und hatte dabei doch zugleich das Gefühl, daß ich Nichts sei und daß ich Etwas werden, daß ich etwas Ausgezeichnetes leisten müsse, um mich der Geliebten, denn als solche sah ich Claudinen an, zu nähern. Sonst war es mir als eine Bevorzugung erschienen, daß ich ein Gutsbesitzer werden und in der Natur leben sollte. Jetzt dünkte ein solches Dasein mir unerträglich, und mein ganzer Sinn war darauf gerichtet, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, ein berühmter Mann zu werden, und auf diese Weise die Ebenbürtigkeit mit der Geliebten zu erreichen. Daß Claudine noch ein Kind war, hinderte meine Bestrebungen nicht, sondern diente nur dazu, meinen Muth zu erhöhen, weil es mir Raum ließ, etwas aus mir zu machen.

Es war damals eine Zeit der Wiedergeburt in allen Künsten, eine Zeit, in welcher man die Künstler feiernd ehrte. Der Ruhm des jugendlichen Göthe erfüllte ganz Europa, er hatte am Hofe zu Weimar eine ebenbürtige Aufnahme gefunden, er beherrschte als erster Vertrauter des Fürsten das Land. Alfieri war in Italien in Aller Munde, der Bildhauer Canova, die Maler Tischbein und Hackert wurden von den Fürsten gesucht und belohnt, und weil ich mir ein poetisches Empfinden, eine gewisse künstlerische Begabung zuerkennen durfte, meinte ich zum Dichter, zum Künstler geboren zu sein, meinte ich mir als solcher die Herzogstochter gewinnen zu können.

Die unverstandenen Ansichten, welche ich aus meinem Rousseau über die Würde des Menschen geschöpft, die Zuvorkommenheit, welche die Herzogin in augenblicklichem Gefallen uns bewiesen, meine sogenannten freisinnigen Ideen und mein Bürgerstolz, mischten sich in mir mit dem thörichtsten Verlangen nach Rang, nach Ehren, nach Vornehmheit, und es ist mir jetzt selbst oft ein Räthsel, wie so widerstrebende Dinge sich in mir zu irgend einer Einheit zusammen finden konnten.

Mein Vater hatte die Absicht gehabt, mich nach der Rückkehr aus dem Bade nach England zu senden, wo ich zuerst die Sprache, und dann die Landwirthschaft erlernen sollte, und ich begrüßte diesen Plan mit Freude. In Begleitung meines ältesten Bruders durchreiste ich Holland, dessen Kunstschätze mich in meinem Verlangen, ein Künstler zu werden, nur bestärkten, und fand mich dann im Winter für's Erste in einem englischen Pfarrhause installirt, in welchem ich die vollste Muße genoß, allen meinen Träumen nachzuhangen. In Holland hatte ich gedacht ein Maler zu werden, in England, wo ich meine Kenntniß der Sprache auch durch das Studium der englischen Dichter zu ver-

vollständigen suchte, meinte ich zum Dichter geboren zu sein. Ich las und machte Verse, ich fing an, einen Roman zu schreiben, ein Trauerspiel zu entwerfen, und mehr und mehr ein phantastischer Müßiggänger zu werden. Früher war ich das freilich in aller Unschuld auch gewesen, jetzt wurde ich es aber aus Ueberzeugung und mit Selbstbewußtsein. Ich begann zu malen, ich musicirte, ich ging oftmals nach London, um die Theater zu besuchen, ich blieb endlich ganz in London und mischte mich in die Gesellschaft, soweit sie mir zugänglich war, aber ich that dies alles, wie ich glaubte, nur um mir die Kenntnisse und die Welterfahrung anzueignen, welche ein Dichter haben mußte; denn ich wollte und mußte ein Dichter werden, um in der höchsten Gesellschaft als ein Eingeborner zu leben.

Zu meinem Glücke hatte ich aber nicht nur die poetische und schwärmerische Seele meiner Mutter, ich hatte auch etwas von dem tüchtigen Verstande meines Vaters ererbt, und je reifer ich wurde, je mehr ich die Werke der Dichter ihrem Geiste nach verstehen lernte, um so weniger wollten meine eigenen Versuche mir gefallen. Ich dichtete zwar noch immer fort, aber nur um meiner stillen Liebe zu genügen, und nachdem ich es Jahr und Tag bald mit der Poesie, bald mit den andern Künsten versucht hatte, gestand ich mir endlich ein, daß ich keine Anlage habe, in irgend einem Kunstgebiete mir Lorbeern zu erwerben. Der Kunst entsagen hieß jedoch meinen Träumen, hieß allen meinen bisherigen Hoffnungen entsagen. Ich war sehr niedergeschlagen darüber, und wußte nicht, was mit mir beginnen, als der Befehl meines Vaters mich endlich auf das Land versetzte.

Die ganz veränderte Umgebung brachte mich zur Besinnung. Der Verkehr mit jungen Männern, die, einer rein practischen Thätigkeit ergeben, Genuß und Erholung fanden in den Freuden der Jagd, wie in allen männlichen Uebungen, regte in mir die Kraft der Jugend wieder auf, die in meiner bisherigen Lebensweise zu erschlaffen gedroht hatte. Da ich mir nicht mehr schmeichelte, meinen Namen in der Zukunft unter den geistigen Größen glänzen zu sehen, wandte sich mein ganzer Ehrgeiz jetzt darauf, einer der Ersten zu werden in allen den körperlichen Fertigkeiten, welche die jungen Engländer besaßen und die ich mir anzueignen hatte. Im Reiten und Schwimmen, im Fechten und Boxen gelang es mir besser als im Gebiete der Kunst, und wenn ich nach gemeinsamem, oft lärmendem Mahle, nach der ermüdenden Arbeit in Wald und Feld, am Abend mein Lager suchte, so wollte Claudinens Bild mir nicht mehr wie sonst erscheinen. Ich empfand das als eine Strafe, und ich rief sie bald nicht mehr, aus Furcht mich durch diese Strafe gedemüthigt zu fühlen.

Durch meine Mutter hörte ich immer seltener von der herzoglichen Familie und von Claudinen. Der Begegnung im Badeorte war zwar ein lebhafter Briefwechsel gefolgt, in welchem die Mittheilungen noch vertrauter, der Gedanken-

austausch noch inniger geworden war, als in dem persönlichen Verkehr, weil die Ferne alles aufhob, was die Frauen etwa von einander gehalten, und weil die Einsamkeit, in der er sich befindet, dem Schreibenden das Herz erschließt; aber gerade diese völlige Aufrichtigkeit störte allmählich das Verhältniß.

Die Herzogin hatte sich in der Freundschaft mit einer Dame des dritten Standes gefallen, hatte die Verdienste und die Ansprüche dieses Standes mit einsichtiger Aufrichtigkeit anerkannt, so lange in Frankreich die ihr gewohnten Verhältnisse gedauert hatten. Sie sowohl als ihr Gatte gehörten dem aufgeklärten Theile des hohen Adels an, der die Mißbräuche und Uebelstände in Frankreich kannte, und für ihre Abstellung manches Opfer zu bringen bereit war. Aber auch sie meinten nur Zugeständnisse machen, nicht Forderungen bewilligen zu müssen, und die ersten Anzeichen der revolutionären Bewegung in Frankreich änderten, wenn nicht die Gesinnung und Einsicht des Herzogs, so doch die Stimmung seiner Gattin, und allmählich auch das gute Einvernehmen, welches bis dahin zwischen ihr und meiner Mutter geherrscht hatte.

Je weiter die Umwälzung in Frankreich vorwärts schritt, um so mehr verdammte die Herzogin die Anmaßungen des dritten Standes, für dessen berechtigtes Verhalten meine Mutter, als Tochter dieses dritten französischen Standes und als Bürgerin einer freien Reichs- und Hansestadt, begeistert war. Beide Damen nahmen in den Kreisen, in denen sie lebten, eine bevorzugte Stellung ein. Beide waren Frauen von Geist und behaupteten sich als solche; beide waren von den Ereignissen in Frankreich sehr ergriffen. Statt der Herzensergüsse und der literarischen Unterhandlungen, trat jetzt also die Politik in die vertrauten Briefe ein, und bald ward durch sie die Correspondenz ihres friedlichen Reizes in einer Weise beraubt, daß man die Nothwendigkeit fühlte, in diesem Augenblicke den Briefwechsel abzubrechen, sollte die Neigung, welche man noch immer für einander hegte, nicht darunter leiden. Es war ein verständiger Enschluß, eine freundschaftliche Uebereinkunft, aber doch immer eine Trennung.

Mich berührte die Nachricht von diesem Zerwürfniß nicht eben tief. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte fröhliche Genossen, mancherlei Interessen, war selbst lebhaft hingenommen von den Vorgängen jenseit des Kanals, für und wider welche man in England leidenschaftlich Partei nahm, und obschon ich das größte Verlangen trug, nach Frankreich zu gehen, so hatte meine frühere Leidenschaft für Claudinen doch keinen eigentlichen Antheil daran. Ich hatte sie freilich nicht vergessen, ich trug mit phantastischem Sinne noch immer ihre Locke auf dem Herzen, aber ich wußte nicht mehr, wie sehr ich sie geliebt hatte, ich wußte es nicht, daß der Gedanke, die Liebe dieses Fürstenkindes besessen zu haben, mir ein Talisman gegen jedes Versinken in die wilde Lust der Jugend um mich her geworden war. Ich schrieb den Lehren meiner Mutter, der Erinnerung an sie, und meinen eigenen Grundsätzen eine Kraft zu, welche sie nicht besaßen, und

war gebunden durch die unbewußte Erinnerung an die reine Schönheit eines Kindes.

Die Zeit, welche man für meinen Aufenthalt in England bestimmt hatte, war während dessen zu Ende gegangen, und mein Vater verlangte meine Rückkehr in die Heimat. Was ich dort beginnen sollte, wußte man freilich noch nicht. Der Augenblick war nicht dazu angethan, meinen Vater zu dem Ankauf eines Gutes für mich zu bestimmen, und während man noch über meine nächste Zukunft berieth, trat einer jener Zufälle ein, welche das Loos eines Menschen umgestalten, ein Zufall, welcher meinem Leben unerwartet eine neue Bahn anwies.

Der älteste Bruder meiner Mutter, ein angesehener Mann, und einer der Vertreter des dritten Standes, verlor seinen Sohn, sein einziges Kind, und verlangte, daß man mich zu ihm senden sollte, die Lücke in seinem Dasein möglichst auszufüllen. Das Mitleid mit dem Schmerze ihres Verwandten, die Rücksicht auf die Vortheile, welche mir durch meines Onkels Liebe erwachsen konnten, ließen meine Eltern nicht anstehen, ihre Einwilligung zu geben, und im Anfang des Jahres eintausend siebenhundert und neunzig reis'te ich von Dover nach Paris.

Fünftes Kapitel.

Es war im ersten Frühling. Der König und der Hof residirten bereits lange in den Tuilerien, die kurze Zufriedenheit, welche der Aufenthalt des Königs in der Residenz erregt hatte, war schon vergessen, und die National-Versammlung arbeitete rüstig fort an den Gesetzen, mit denen ein großer Theil ihrer Mitglieder die Ruhe herzustellen, und die Versöhnung zwischen dem Könige und dem Volke immer noch zu Wege zu bringen hoffte. Die Erklärung der Menschenrechte, die Aufhebung der Privilegien, des Religionszwanges, der Mönchsorden waren bereits erfolgt, viele Deputirte des tiers état hatten damit mehr erreicht, als sie zu fordern jemals geneigt gewesen waren. Sie hätten sich, und mein Onkel gehörte zu ihnen, jetzt gern befriedigt erklärt: aber die Macht der gesammten Bewegung war stärker, als der Wille des Einzelnen, und wer nicht den Verdacht erregen wollte, die Bewegung zu hemmen, mußte sich von ihrem Strome vorwärts tragen lassen.

Mein Onkel war tief gebeugt durch den Tod seines Sohnes, und eben so tief erschüttert von der Lage seines Vaterlandes. Wer sich nicht absichtlich verblendete, wer nicht von fanatischem Hasse gegen den Hof, gegen den Adel und die Geistlichkeit eingenommen war, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch von ihrer Seite jetzt viel und schwer gelitten wurde, und mein Onkel zählte zu denen, welche dies beklagten, weil die harten Schicksalswechsel mit

den Schuldigen auch Tausende von Schuldlosen betreffen mußten. Die Emigration war schon lange im Gange, ich und die meisten meiner Altersgenossen sahen sie als eine Wohlthat für das Land an, und jung und unbesonnen wie ich war, hatten die Ideen, welche damals die große Masse in Frankreich beherrschten, mich so sehr ergriffen, daß ich mich fragte, wie jemals die Würde und Haltung der Herzogin mir habe imponiren können, wie es möglich gewesen sei, daß ich ihre Tochter geliebt, daß ich solches Verlangen getragen, mich dem Adel anzuschließen, und wo möglich an einem Hofe zu leben? Ich schämte mich des Kultus, den ich so lange mit der schönen blonden Locke der kleinen Aristokratin getrieben, und an dem Tage, an welchem ich mein Haar zum ersten Male ohne Puder trug, legte ich die Locke mit stolzem Selbstgefühle ab, um sie, wie ich meinte, nie wieder anzusehen.

Grade in diesem Zeitpunkte erfuhr ich zufällig von der Anwesenheit der Herzogin in Paris. Bei der Verwüstung, welcher so viele Besitzungen des Adels im Innern des Landes anheim gefallen waren, hatte sie sich mit ihrer Tochter in ihrem Schlosse nicht mehr sicher geglaubt, und die Sorge um ihren Gatten, der, ein treuer Anhänger der Dynastie, in der National-Versammlung unermüdlich für dieselbe kämpfte, war ihr ein doppelter Antrieb geworden, sich nach der Residenz zu begeben. Die Herzogin bewohnte ihr Hotel jenseits der Seine; aber obschon man mir sagte, wo es gelegen sei, machte ich keinen Weg, es zu sehen, gestand ich mir nicht ein, daß mich dies eine Ueberwindung koste. Es schmeichelte mir so sehr, ein Demokrat zu sein, daß ich mich selbst betrog, um nur in der mir wohlgefälligen Einbildung zu verharren.

Eines Abends, als ich mit meinem Onkel von einem Geschäftsgange desselben nach Hause zurückkehrte, fanden wir, daß das Volk in Massen nach dem Palais Royal hinströmte. Man war in jenen Tagen der Zusammenläufe, der Volksversammlungen so sehr gewohnt, man hatte bereits so entsetzliche Scenen erlebt, daß Männer wie mein Onkel, welche sich seit Jahren in der Bewegung befanden, einen stoischen Gleichmuth gewonnen hatten. Mich aber, dem diese Vorgänge etwas Neues, der noch voll von Illusionen war, mich regten sie augenblicklich auf, und ich verlangte, in das Palais Royal zu gehen, das damals den Mittelpunkt für solche Zusammenkünfte bildete.

Mein Onkel widersetzte sich meinem Verlangen nicht. Geh! sagte er, sieh was es giebt, und schweige! Es sind ohnehin genug Personen dort, die unnütz reden! —

Mein Onkel entfernte sich, ich ließ mich von der Masse fortziehen. Alle die kleinen Straßen, welche nach dem Palais Royal führten, waren gedrängt voll Menschen, die Eingänge waren kaum zu erreichen, innen aber, unter den Hallen, auf dem Platze wogte eine jubelnde Menge. Volksredner standen auf den Postamenten der Statuen und lasen etwas vor, ein donnerndes Bravo erscholl von allen Seiten, und überall ließ man die National-Versammlung leben. Sie

hatte an dem Tage noch eine späte Sitzung gehalten, und fortgerissen Einer von dem Andern, hatte man alle Orden, alle Titel aufgehoben.

Mir ging es wie der Menge um mich her, ich fühlte eine Genugthuung bei der Nachricht! Ich rief ihr Beifall wie die Uebrigen Alle, ich freute mich an dem Witze, mit welchem einer meiner Umgangsgenossen, dem ich zufällig begegnete, die Verzweiflung jener Adeligen schilderte, deren ganzes Dasein auf ihrem Titel beruhte, und die ohne denselben in das Nichts versanken; und ich befand mich noch in dieser Laune, als dicht neben mir ein Weib von widrigem



Ansehen sich zu einer schamlos entblößten Dirne wandte, und lachend zu ihr sagte: Oh, guten Abend, meine schöne Herzogin! wo haben Sie Ihren Hof gehalten diesen Tag, wo sind die Prinzessinnen, Ihre lustigen Schwestern?

Die Worte trafen mich wie ein Schlag. Eine ganz andere Reihe von

Vorstellungen trat in mir hervor. Ich sah die schöne würdige Gestalt der Herzogin Mutter plötzlich im Geiste vor mir, ich dachte, mit welcher Empfindung sie diese Nachricht empfangen würde. Ich sah auch Claudinen wieder vor mir, und eine unbeschreibliche Verehrung für die Mutter, eine angstvolle Sehnsucht nach dem einst geliebten Kinde erfüllten mein Herz.

Und wenn Niemand sie Herzogin nennt, so wird sie es bleiben! rief ich unwillkürlich.

Was hast Du? fragte der Freund, der mich begleitete, ganz verwundert, von wem sprichst Du?

Ich dachte an eine schöne Frau, die ich gekannt habe, als ich selbst noch ein Kind war!

Und Du hast sie geliebt, als Du noch ein Kind warst? forschte mein Gefährte lachend.

Ich bejahte das kurz, weil ich damit der bedenklichen Unterredung am schnellsten zu entgehen meinte.

Um so besser für Dich! sagte mein Begleiter, um so besser für Dich das Decret der Versammlung — vorausgesetzt, daß Deine Exherzogin Dir jetzt noch nicht zu alt ist.

Wir trennten uns damit, und ich ging nach Hause, aber ich fand keine Ruhe, ich schloß kein Auge die ganze Nacht.

Immerfort beschäftigt mit dem neuen Gesetze, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, daß Jemand der Herzogin, daß Jemand Claudinen die schuldige Anrede, den ihnen angeborenen Titel verweigern könne, und noch ehe der Morgen tagte, war ich entschlossen, mich zu ihnen zu begeben, nur um sie in der ihnen gewohnten Weise anzureden. Mein Verstand mißbilligte das als eine Thorheit, mein Herz brachte ihn zum Schweigen, und als wolle das Schicksal selbst mich in meinem Vorsatze bestärken, erhielt ich früh am Morgen einen Brief von meiner Mutter, der mich nöthigte, zu thun, was zu thun ich ohnedies gewillt war.

Der Brief meiner Mutter schloß ein Schreiben an die Herzogin in sich. Ganz Deutschland und natürlich auch Hamburg, waren damals bereits voll von französischen Emigranten, und die Erzählungen, welche sie voll Abscheu über die Vorgänge in ihrem Vaterlande machten, mußten den Zustand desselben und die Lage der Zurückgebliebenen noch schlimmer erscheinen lassen, als sie wirklich waren. Diese Schilderungen hatten in meiner Mutter treuem Herzen die Sorge um die unvergessene Freundin wachgerufen, und nach einem fast zwei Jahre langen Schweigen nahm meine Mutter plötzlich den Briefwechsel wieder auf, um die Herzogin dringend zur Flucht zu ermahnen, um ihr und ihrer Familie im Namen meines Vaters jeden Beistand für dieselbe und die freundlichste Aufnahme anzubieten, falls sie sich entschließen sollten, Hamburg zu ihrem Aufenthalte zu machen.

Am Mittage passirte ich den Platz Louis XV., um mich über den Pont Royal nach dem Faubourg Saint Germain zu begeben. Ich hatte seit längerer Zeit die reichgestickten Kleider abgelegt, wie die Mode unter den Patrioten und Liberalen es mit sich brachte, an jenem Morgen aber hatte ich mich besonders frisiren und pudern lassen, und mein reichstes Kleid angelegt, nicht um den Damen, welche ich zu sehen ging, einen angenehmen, sondern nur um ihnen keinen unangenehmen Eindruck zu machen.

Jenseits der Seine war es sonst immer sehr still. Die Thore und Fenster der Hotels waren fast überall geschlossen, denn viele ihrer Bewohner befanden sich im Auslande, und diejenigen, welche die Liebe für die Ihren, die Treue für das Königshaus, die Sorge um das Wohl des Vaterlandes in Paris zurückgehalten hatte, ließen sich nicht sehen, wenn nicht eine Nothwendigkeit sie dazu zwang.

Heute aber war ein unruhiges Treiben in der Gegend zu bemerken. Spottende und beobachtende Volksmassen zogen durch die Straßen, warfen mit Steinen gegen die Wappenschilder der Hotels, oder sahen es mit höhnender Lustigkeit an, wie man bemüht war, sie zu entfernen. Vor einigen Gebäuden nahmen Arbeiter die eisernen Helme und Embleme von den Mauern ab, welche die Höfe umschlossen. An dem Hotel der herzoglichen Famile war dieser Akt der Gleichmachung bereits vollendet, nur die Eisenstangen, welche das Wappen Jahrhunderte hindurch getragen, ragten noch über dem Portale und von dem Dache kalt und leer in die Luft. Es hatte etwas sehr Melancholisches für mich, und als ich die Wipfel der Bäume sah, welche aus dem Garten hinter dem Palaste sichtbar wurden, that es mir wohl, zu denken, daß man ihnen doch wenigstens noch den Schatten ihrer alten Bäume nicht genommen habe.

Als ich schellte, öffnete ein Pförtner ohne Livree mir das Portal und fragte nach meinem Begehren. Ich verlangte die Frau Herzogin zu sprechen. Der Pförtner sah mich mißtrauisch an. Sie wissen wohl, sagte er, daß es keine Herzoginnen mehr giebt, und Madame hat schon seit langer Zeit keine Besuche von Fremden mehr empfangen, weil sie leidend ist.

Ich habe ihr aber einen Brief von Freunden aus dem Auslande zu bringen.

Madame und Monsieur haben keine Freunde im Auslande, die ganze Familie ist in Paris! versetzte der Pförtner, der für solche Fälle unterrichtet war, mit wachsendem Mißtrauen, das freilich in jenen Zeiten, in denen das Spioniren an der Tagesordnung war, nur allzu gerechtfertigt erschien.

So geben Sie der Frau Herzogin diesen Brief, und ich will warten, bis sie ihn gelesen hat.

Damit war der Pförtner zufrieden. Er klingelte, ein Diener erschien aus dem Hause, nahm den Brief und hieß mich warten. Ich gewann dadurch Zeit, mich umzusehen. Der Hof lag voll Kalkstücke, voll Stangen, voll Steine und voll zerbrochener Steinarbeit. Bei der Eile, mit welcher man die Wappen

von den Mauern heruntergenommen, waren diese und jene beschädigt worden, und die Arbeiter hatten sich das Fest gegeben, die Wappen vollends zu zertrümmern, weil sie doch nichts mehr nütze waren.

Während ich noch die Trümmer betrachtete, erschien in der Thür des Hotels der Diener, welcher meinen Brief empfangen hatte, und mit ihm ein anderer, den ich augenblicklich wiedererkannte. Es war Jaques, der alte Kammerdiener der Herzogin, den sie bei der Badereise mit sich gehabt hatte; aber auch er trug keine Livree, und er sah gedrückt aus, trotz der Geflissenheit, mit der er mich willkommen hieß.

Treten Sie ein! seien Sie sehr willkommen, mein Herr! rief er aus, während die große Halle des Hauses mich empfing. Wie sie gewachsen sind! Nicht zu erkennen und doch derselbe! Madame werden erfreut sein, Sie zu sehen! — Ach, es ist sehr selten, daß Madame jetzt erfreut ist, einen Fremden zu sehen! — Die Zeiten haben sich sehr geändert, mein Herr, die Zeiten sind sehr schwer! — sagte er, sich in einzelnen Pausen zu mir wendend, während er die breite Treppe hinauf stieg, mich durch einen Saal führte, dessen Bogenfenster nach dem Garten lagen, und dann leise vorausgehend noch eine Reihe von Zimmern vor mir öffnete, ehe wir in das Gemach der Herzogin gelangten.

Alles in den Räumen hatte einen Anstrich von Ruhe und Größe, Alles war reich und edel darin, nirgend ein falscher Aufputz, nirgend eine Ueberladung oder ein leeres Prunken zu bemerken. Vor Allem einfach war das Zimmer der Herzogin. Die dunkelgrauen Damasttapeten, die blaßblauen Vorhänge und Möbel bildeten den ruhigsten Hintergrund für die hohe Gestalt der Bewohnerin, die mir entgegentrat, als Jaques die Thüre für mich öffnete.

Sie trug ein Kleid von grauer Seide und hatte die Brust und das Haupt mit schwarzen Spitzentüchern verhüllt, so daß nur einige Locken sich aus dem Kopftuche auf ihre Wangen hervorstahlen; aber ihre Wangen waren bleich, ihr Haar war ganz weiß geworden. Sie hielt sich jedoch so hoch und stolz wie sonst, und hieß mich wie sonst freundlich willkommen.

Man muß der Sohn Ihrer Mutter sein, sagte sie, um in solchem Augenblicke anzulangen.

Ich bin schon längere Zeit in Paris! versetzte ich, um ein Verdienst von mir abzulehnen, das ich nicht besaß.

Und Sie suchten uns nicht auf? fragte sie im Tone eines freundlichen Vorwurfs, fügte dann aber gleich selbst hinzu: Unsere traurigen Hotels sind freilich jetzt kein lockender Aufenthalt für die fröhliche Jugend!

Wie können Sie denken, Frau Herzogin, rief ich aus, daß . . .

Sie ließ mich nicht vollenden, und mit einem Lächeln, das eben so stolz als traurig war, sagte sie: Hüten Sie Sich, mein junger Freund! Diese Höflichkeit ist bedenklich — und ich kann sie entbehren!



Es entstand eine Pause, ich wußte vor Bewegung Nichts zu sprechen. Die Herzogin kam mir zu Hülfe. Sie ließ sich auf das Sopha nieder, wies mir einen Sessel neben sich an, und fragte nach meiner Mutter. Ich erzählte, daß ich sie seit vier Jahren nicht gesehen, gab über ihr Befinden und über mein Leben auf den Wunsch der Herzogin Auskunft, sie sprach aber nicht von sich, noch weniger von ihrer Tochter. Es war, als hätte sie vergessen, daß ich Claudinen jemals gekannt, und nun erst stieg in mir die Frage auf, ob sie noch bei ihrer Mutter, ob sie in Paris und ob sie nicht schon lange verheirathet sei. Ohne daß ich hätte sagen können, weshalb, verwirrte und quälte mich die Vor-

stellung, und mir fehlte der Muth, mich durch eine Frage der Thatsache zu versichern. Die Herzogin machte mir dies auch unwillkürlich dadurch unmöglich, daß sie auf den Brief meiner Mutter und auf deren Vorschläge überging.

Ich erkenne darin das treue, großmüthige Herz meiner Freundin wieder, und ich würde kein Bedenken tragen, ihr Anerbieten zu benutzen, sagte sie, wenn ich den Herzog und meine Söhne überreden könnte, Frankreich in diesem Augenblicke zu verlassen. Sie halten sich verpflichtet, neben ihrem Könige auszuhalten; es ist also auch meine Pflicht, neben ihnen zu bleiben, und meine Töchter denken wie ich. Diese Zeit, die uns viel schlimme Erfahrungen gebracht, hat uns dafür auch auf's Neue gezeigt, wie stark die Bande der Liebe sind, die uns miteinander verknüpfen, und das ist ein Trost.

Diese Antwort klang so ablehnend, daß ich es für schicklich hielt, mich zum Aufbruch zu erheben. Die Herzogin ließ dies geschehen. Aber als ich schon vor ihr stand, sagte sie: Ich weiß kaum, ob ich Sie einladen darf, wiederzukehren. Sie haben vielleicht schon mit diesem Besuche ein Opfer gebracht!

Ich wollte ihr das Gegentheil betheuern, sie kam mir zuvor.

Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen dies verarge! sprach sie lebhafter. Sie sind jung, Sie gehören dem dritten Stande an, die Ideen, welche dieser leider ausgearteten Bewegung zum Grunde liegen, waren die Ideen Ihrer Mutter — sie waren und sind in ihrer geistigen Reinheit auch heute noch die meinigen. Aber der Baum ist nicht geworden, was sein Same verhieß, und Sie würden in meinem Hause auf Personen, auf Ansichten stoßen, welche den Ihrigen widersprechen. — Sie hielt einen Augenblick inne, dann fügte sie mit jener sanften Traurigkeit, die sie in meinen Augen wie ein Heiligenschein umgab, freundlich hinzu: Verstehen Sie mich recht! Wenn man einem lieben Gaste keine frohe Gastlichkeit zu bieten hat, so scheint es mir das Einzige, was man für ihn thun kann, daß man ihm unwillkommene Berührungen erspart. Wollen Sie wieder kommen, so wissen Sie ja, daß es mich immer freuen wird, den Sohn meiner Freundin, der ich noch heute schreiben werde, bei uns zu sehen.

Ich hatte damit meine Entlassung erhalten, bot nochmals für alle Fälle meine Dienste an, mußte dem eintretenden Diener, nachdem die Herzogin geschellt hatte, meine Adresse geben, und wurde von ihm ehrfurchtsvoll durch die lange Zimmerreihe zurückgeführt, ohne daß er wie früher zu mir gesprochen, ohne daß ich ihn gefragt hätte, was zu wissen mir am Herzen lag.

Sechstes Kapitel.

Seit diesem Besuche war meine bisherige Ruhe verschwunden. Eine quälende Sehnsucht, die ich Neugier nannte und zu verlachen strebte, wollte nicht von mir weichen. Ich mußte wissen, ob Claudine vermählt war, ich mußte sie in jedem Falle wiedersehen. Weshalb, zu welchem Zwecke? das fragte ich mich nicht, ich wollte es aber mit Leidenschaft, und diese trübte mein ganzes Urtheil.

Ich hatte Anfangs die würdige Resignation der Herzogin bewundert. Schon am folgenden Tage empörte mich der Hochmth, mit dem sie, wie ich meinte, selbst die Dienste eines Bürgerlichen abgewiesen hatte. Ich ging mit Absicht durch die Rue de Varennes, in welcher ihr Hotel gelegen war, und sah mit Freude die niedergeworfenen Wappenschilder an ihrem Hause; ja, ich dachte, daß es damit nicht genug sei, daß man den Stolz dieser alten Aristokratie nicht tief genug beugen könne, daß man ihn und sie selbst für immer zu vernichten streben müsse.

Es war damals keine große Kunst, solche Gedanken zu hegen, man hörte sie an allen Ecken und Enden wiederholen. Dann kamen wieder Stunden in der Nacht, in welchen eine Angst ohne Gleichen mich bei der Vorstellung überfiel, es könne gegen die Aristokraten zu ähnlichen Scenen kommen, wie sie der Hof bereits mehrmals erduldet hatte, und voll Entsetzen sprang ich von meinem Lager auf, um mich beim Grauen des Tages zu überzeugen, daß das Hotel des Herzogs ruhig in seinem Garten da lag, um mich darüber zu entzücken, daß nichts den Schlummer von Claudinen gestört.

Drei Tage waren mir so vergangen. Am Morgen des vierten erschien ein Diener, der mich ersuchte, mich um eilf Uhr in das Hotel der Herzogin zu begeben. Man sagte mir nicht, was ich dort solle, ich wußte nicht, ob es eine gesellschaftliche Einladung oder was es sonst gälte, und da ich mich in diesen Tagen heftiger als je in der Abneigung gegen alle aristokratischen Ansprüche bestärkt hatte, so war es eine Art von Trotz, mit welcher ich der Weisung folgte.

Ich fand bei meiner Ankunft die Herzogin wieder in demselben Zimmer, und aus einem anstoßenden Gemache trat gleich darauf der Herzog ein. Er war ein Greis von mehr als sechszig Jahren, eine große, militairische Figur, noch lebhaft in seinen Bewegungen, mit strengem Auge, mit kurzem, befehlendem Wesen, mit stolzer Miene. Die Herzogin stellte mich ihm freundlich vor, er ging auf ihre Empfehlung aber gar nicht ein, sondern sagte: Madame hat mir den Brief mitgetheilt, welchen Sie ihr neulich gebracht haben, und indem Ihre Frau Mutter uns ihre Dienste in gefälliger Weise angeboten hat. Ich darf also annehmen, daß Sie ihre Gesinnungen theilen, und daß man auf Sie bauen kann.



Diese Weise beleidigte mich, und ich wollte sie ablehnen, aber die Herzogin mochte meine Empfindung errathen, denn sie bemerkte einlenkend: Ich habe Ihnen ja gesagt, mein Freund, daß ich Herrn Emil als heranwachsenden Jüngling gekannt, daß er der Spielkamerade Claudinens gewesen ist, und daß ich volles Zutrauen zu ihm hege.

Ich fühlte die Berechnung in ihren Worten, und doch besänftigten sie mich. Es war das erste Mal, daß ich Claudinens Namen wieder nennen hörte, mir klopfte das Herz und ich erwartete, sie nun auch selber zu sehen, aber es blieb Alles ruhig und nur der Herzog sagte: Ich höre, daß Sie längere Zeit schon in Paris sind. Madame — er nannte seine Gattin im Laufe der ganzen Unterredung nicht einmal die Herzogin — Madame hat mir gesagt, daß Ihr Herr Vater ein Handeltreibender ist, daß Sie selbst aber nicht sein Gewerbe ergriffen haben. Würde es Ihnen trotzdem möglich sein, hier und da in einer

nicht auffallenden Weise, eine oder die andere Summe Ihrer Frau Mutter zu übermachen? Es ist dies Alles, was mir für den Augenblick nothwendig scheint!

Er machte diesen Zusatz in der Weise eines Herrn, der einem Diener seine Befehle ertheilt, und trotz der Empfindung, welche mich noch eben erwärmt, fühlte ich mich zu einer ablehnenden Entgegnung geneigt, als die Herzogin abermals dazwischen trat.

Mein Mann, sagte sie, wünscht für Nothfälle, deren Möglichkeit wir uns leider nicht verbergen können, irgend einen Rückhalt im Auslande zu haben, und die Freundschaft Ihrer Mutter hat uns die Hand dazu geboten, diese Vorsicht anzuwenden. Es handelt sich darum, die Summe von hunderttausend Franken, welche wir allmählich realisirt haben, in's Ausland zu schicken. Würde Ihr Herr Vater geneigt sein, eine solche Summe für uns aufzuheben und zu verwalten?

Man würde ihm natürlich den üblichen Vortheil dabei gewähren, schaltete der Herzog ein.

Ich befand mich wie auf einer Schaukel, bald gehoben von der Freundlichkeit der Herzogin, bald herabgedrückt von ihrem Gemahl, und das Gefühl der Kränkung, welche er mir zufügte, gewann so sehr die Oberhand, daß ich ablehnend erwiderte: Ich bin nicht hierher gekommen, mein Herr, vortheilhafte Geschäfte für meinen Vater zu machen, sondern Ihrer Familie, deren Sicherheit meine Mutter bedroht glaubte, eine Zuflucht in meinem Vaterhause anzubieten.

Kaum aber hatte ich das ausgesprochen, als ich es bereute, als ich mir bitter vorwarf, dem schwer getroffenen Greise gegenüber mein Selbstgefühl geltend gemacht zu haben. Des Herzogs Miene wurde noch düsterer. Er sah mich einen Augenblick ernst und prüfend an, und sagte dann: Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu verletzen, mein Herr, ich war aber stets der Meinung, daß ehrliche Rechnung gute Freunde macht. Lassen Sie uns nicht weiter davon reden. Ich habe kein Recht, Ihnen Bedingungen vorzuschreiben. Sagen Sie mir, ob und in welcher Weise Sie die Uebermachung des Geldes an Ihren Herrn Vater möglich glauben.

Beschämt, verwirrt, sann ich darüber nach. Ich war der kaufmännischen Verhältnisse wenig kundig, ich schlug vor, mich mit meinem Onkel zu berathen. Der Herzog wollte davon nichts wissen. Er nannte die Anfrage bedenklich für sich und mich, er hielt die kaufmännische Vermittlung überhaupt für langwierig, er schien daran zu denken, daß ich Paris verlassen und jene Summe mit mir nehmen könne. Ich war aber entschlossen, noch in Paris zu bleiben, und nach längerem Ueberlegen kamen wir darin überein, daß das Geld, in einzelne Posten vertheilt, an meine Eltern und Brüder abgesandt werden sollte, wovon ich sie in Kenntniß zu setzen hatte.

Die Herzogin lud mich darauf ein, an dem Frühstück Theil zu nehmen, und indem ich ihr und ihrem Gatten folgte, gingen wir aus dem Seitenflügel

des Hotels eine Treppe in den Garten hinunter, zwischen den Orangenbäumen und Buchsbaum-Pyramiden, welche den Hauptweg einfaßten, nach einem chinesischen Gartenhause, in welchem das Frühstück aufgetragen war.

Ich hatte mit Zuversicht erwartet, Claudinen jetzt endlich wieder zu sehen, aber nur der Sohn des Hauses, den man mir als den Marquis von ** bezeichnete, und die verwittwete Tochter mit zwei schönen Kindern waren anwesend. Man wußte von mir und von der Verhandlung, zu welcher die Herzogin mich eingeladen hatte, offenbar nichts. Das machte meinen Empfang feierlich und kalt, und ich fing an, die Freundestreue meiner Mutter mehr und



mehr zu bedauern, da sich mir der Glaube aufdrängte, Claudine habe die Familie verlassen und sei vermählt.

Während dessen erschienen die Diener mit dem Service, der Haushofmeister meldete, daß man bedient sei, und nun erst blickte der Herzog sich um, als vermisse er Jemanden, und sagte: Mein Sohn, wo ist Deine Schwester? Ich sah sie mit Dir vorhin im Garten.

Da kommt sie, mein Vater! bedeutete der Marquis, und in dem Augenblicke trat sie aus einer Taxushecke hervor.

Ich werde den Moment, ich werde den Eindruck nicht vergessen, ich habe ihn nie vergessen können. All die Liebe, die ich als Knabe für sie gefühlt, all die Leidenschaft, welche die Trennung von ihr mir damals aufgeregt, waren in ihrer ganzen Stärke in mir lebendig. Ich fühlte nicht mehr, daß es eine Zeit gegeben, in welcher ich ihrer kaum noch gedacht. Ich liebte sie, wie ich das Licht liebte, in dem wir athmen, ich empfand sie als die Bedingung und den Zweck meines Daseins, so wie mein Auge sie wieder erblickte.

Sie war damals grade siebenzehn Jahr alt, und konnte für das Urbild weiblicher Jugendschöne gelten, so kräftig und so fein war ihre schlanke Gestalt, so vollendet die Pracht ihrer Glieder, welche die damals zur Mode gewordene enge Tracht in all ihrem Reize zur Geltung kommen ließ. Sie hatte ein klares, weißes Kleid an, durch das ein rosafarbenes Unterkleid sichtbar wurde, und ihr Busen war nur wenig durch einen Ueberwurf von leichter Gaze verhüllt. Ihr Haar, das noch immer den goldigen Schmelz auf seinem reichen Braun bewahrte, floß ihr tief über den schlanken Rücken hernieder, während von den Schläfen und hinter den Ohren einige künstlich gekräuselte Locken auf ihre Brust herab fielen, und das rosafarbene Band berührten, das ihr Busentuch zusammenknüpfte. Sie hielt einen Strauß frischgepflückter Rosen in der Hand, und sie war selbst wie die Göttin der Rosen anzuschauen.

Schon von fern gewahrte sie mich. Sie kam schnell auf den Pavillon zu, da sie bemerkte, daß man ihrer harre, und kaum stand sie auf der Schwelle, als sie mit einem Blick des Erstaunens erst mich, dann ihre Mutter, dann wieder mich ansah, und plötzlich sich zu mir wendend, mit freudigem Tone ausrief: Aber gewiß Sie sind es, Monsieur Emil! Welche Ueberraschung! Wie kommen Sie hierher?

Sie hatte mir dabei die Hand gereicht und die meinige herzlich gedrückt, und ihr Gesicht war so voll Güte, so voll unschuldiger Freude, daß ich mich kaum zu fassen wußte.

Dieser Empfang stach so vollständig gegen die Haltung der übrigen Familie ab, daß dieselbe sich entschließen mußte, ihre Weise zu ändern, sollte das Benehmen Claudinens nicht als ein unpassendes erscheinen, und der Marquis, der vorhin sich am kältesten gezeigt, war nun der Erste, der mit dem Ausrufe:

Welches liebenswürdige Herz! sie verliert ihre Heiterkeit nicht! — die Scene in das Gleichgewicht zu bringen trachtete.

Soll ich denn nicht erfreut sein, wenn ich plötzlich einen Gefährten meiner fröhlichen Kindheit wiederfinde? meinte Claudine. — Und nicht wahr, Monsieur Emil, wir waren sehr frohe Kinder damals? Es war sehr schön in Spaa?

Man hatte während dessen Platz genommen, Claudine saß am andern Ende der kleinen Tafel. Sie hatte ihren Rosenstrauß neben sich liegen, von dem sie eine voll erblühte Blume an ihren Busen steckte, und nie seit jener Stunde habe ich blühende Rosen gesehen, ohne daß jene glückliche Stunde, ohne daß die Geliebte in all ihrer Schönheit in meinem Geiste lebendig geworden ist. Ich konnte kein Auge von ihr wenden, ich konnte mich nicht satt an ihrem Anblick sehen.

Niemand beachtete das. Die Herzogin richtete zwar ab und zu einmal das Wort an mich, aber ihre Theilnahme galt ihrer verwittweten Tochter, die krank war, und um welche die ganze Familie sich bemühte, während eine Bonne, die hinter den Stühlen der beiden Enkelkinder stand, diese bediente und versorgte. Die Unterhaltung war sehr einsylbig. Von den Ereignissen des Tages zu sprechen, mochte sowohl die Anwesenheit der Dienerschaft als die meinige, die Familie abhalten, und doch hatte man den Sinn offenbar damit beschäftigt, denn die gleichgültigen, kurzen Reden und Gegenreden, welche man wechselte, dienten nur dazu, das Schweigen nicht auffällig zu machen. Auch Claudine hielt sich nach jener ersten Aufwallung sehr still, und als in der Mitte der Mahlzeit der Marquis sich mit der Frage an sie wandte, ob sie keinen Brief erhalten habe, antwortete sie mit einem kurzen Nein, und verstummte dann gänzlich.

So ging die ganze Mahlzeit vorüber. Man erhob sich nach kurzer Zeit. Der Herzog und der Marquis griffen nach den Zeitungsblättern und Pamphleten, die ein Diener herbeibrachte, die Herzogin mit ihren Töchtern und Enkeln trat aus dem Pavillon hinaus, und setzte sich unter das breite Dach, das den Vorplatz um denselben beschattete.

Wie! rief Claudine, als ich nun Anstalt machte, mich zu empfehlen, Sie wollen fort, ehe ich noch weiß, wie Ihre Mutter sich befindet? Ich habe Sie noch gar nicht gesprochen, und ich denke, ein wenig sind Sie doch auch für mich gekommen.

In dem Munde jedes Mädchens hätte diese Frage den Eindruck einer anmuthigen Coquetterie machen, und als solche einem jungen Manne wohl thun und schmeicheln müssen, der sich hier auf einem ihm fremden Boden in einer ohnehin sonderbaren Lage befand. Gekommen, Beistand anzubieten, sah ich mich von den beiden Männern hochmüthig behandelt, und doch mit dem Selbstbewußtsein der Aristokratie, die sich ihrer Anmaßungen eher im großen Ganzen, als im persönlichen Verkehr entäußert, für ihre Zwecke benutzt. Indeß eine Frau,

die uns gefallen will, stellt uns nicht nur neben sich, sondern über sich, und hätte ich nicht ohnehin das Gefühl meiner völligen Freiheit und Gleichberechtigung in mir getragen, so würde die Gewißheit, derjenigen willkommen und werth zu sein, die ich allein in diesem Hause suchte, mir meine Unbefangenheit erhalten haben.

Ich blieb also noch eine Weile dort. Ich erzählte Claudinen, was ich ihrer Mutter schon zuvor erzählt, und die Freude und Kindlichkeit, mit welcher sie zu der Herzogin und zu ihrer Schwester von unseren Spielen und von unseren Studien in dem Badeorte sprach, erheiterte auch die anderen Damen, während sie mich bezauberte.

Als ich dann endlich aufbrechen mußte, sagte sie: Wenn Sie wiederkommen, will ich Ihnen zeigen, daß ich die Skizzen noch alle habe, die ich damals unter Ihrer Leitung machte. Unbedeutend wie sie sind, geben sie doch ein Bild des Hauses und des Gartens, und Mama und ich haben sie deshalb immer gern gehabt! Sie aber haben die Blätter wohl nicht mehr? Die Männer haben keinen Sinn für solche Angedenken!

Im Gegentheil! antwortete ich, der Aufenthalt im Bade, nach dem ich mich bald von meiner Mutter trennte, war eine der großen Epochen meines Lebens, und ich habe jedes Andenken an dieselbe wie ein Heiligthum bewahrt! — Ich hatte damit nichts gesagt, als was die damaligen Begriffe von Galanterie erforderten; ich hatte es auch so eingerichtet, daß Claudine nicht an das Geschenk ihrer Locke gemahnt wurde, wenn sie desselben nicht mehr gedachte. Aber ihr schnelles Erröthen bewies mir, daß sie sich desselben in diesem Augenblicke erinnern mußte, hätte sie es auch bis jetzt vergessen gehabt. Sie brach die Unterhaltung ab, und endlich machte ich mich auf meinen Weg.

Als ich ein paar Schritte von dem Pavillon entfernt war, hörte ich mich von dem Herzoge rufen. Ich hielt an, er kam die Stufen herunter und erklärte, daß er mich bis an das Haus begleiten wolle. Diese Verbindlichkeit mußte mir auffallen, und sie hatte natürlich auch ihren besonderen Grund. Denn kaum waren wir weit genug von den Damen entfernt, um nicht von ihnen gehört zu werden, als der Herzog in seiner ernsten Weise und ohne den kalten Ausdruck seiner Züge zu verlieren, mir sagte, daß er noch etwas mit mir zu reden habe.

Sie sind jung, sprach er, aber Sie gehören einer respectablen Familie an, und ich bin überzeugt, daß Sie ein Mann von Ehre sind, dem man vertrauen kann. Sie leben hier lange genug, um die wachsende Gefahr unserer Lage zu kennen, und einzusehen, daß Paris jetzt kein sicherer Aufenthalt für Frauen ist. Nichts desto weniger hat meine Gattin sich geweigert, sich jetzt, wo es noch Zeit ist, wo ihrer Reise kein Hinderniß im Wege stehen würde, von mir zu trennen, und ich habe nicht darauf bestehen mögen, denn die steigende Zahl der Auswanderer wird das Gesetz gegen dieselben, das man vorbereitet, nur um so gewisser der Annahme empfehlen. Aber — — er hielt inne, als kämpfe er mit

einer Unentschlossenheit oder mit einem Mißtrauen, dann sagte er schneller, als es sonst in seiner Art lag: Es können Fälle eintreten, in denen ich meiner Tochter befehlen würde, Paris auch ohne ihre Mutter zu verlassen. Ihr Herr Vater ist französischer Consul. Glauben Sie, daß er sich bewegen lassen würde, Pässe für die Damen auszustellen?

Ich antwortete, daß mein Vater, als er Senator geworden, das Consulat niedergelegt habe.

Und würde der hiesige Vertreter Ihrer Vaterstadt, den Sie ja kennen müssen, geneigt sein, uns den Dienst zu leisten? fragte er weiter.

Unser hiesiger Consul ist ein Verwandter meines Vaters, versetzte ich. Wenn ich ihm den Brief meiner Mutter an die Frau Herzogin zeigte, fuhr ich fort, von dem Verlangen des Herzogs überrascht, so halte ich es für möglich, das Gewünschte zu erhalten, denn — er ist kein Freund der jetzigen Zeit und der Bewegung.

Und Sie? fragte der Herzog plötzlich, fügte dann jedoch eben so plötzlich hinzu: Aber lassen wir das! Sie sind jung, Sie gehören dem dritten Stande an, Sie müssen Hoffnungen hegen — und Sie werden schwere Enttäuschungen erfahren! Lassen wir das! Kommen Sie morgen wieder! Wir sprechen dann mehr von dem Dienste, welchen ich von Ihnen für die Damen fordern möchte.

Er hatte mich damit gleichsam in einer mir zusagenderen Weise verpflichten, oder auch die Last der möglichen Dankbarkeit von sich abwenden wollen, und nachdem er mich aufgefordert, am anderen Tage die Mittagsmahlzeit bei ihnen einzunehmen, entließ er mich.

Wie ein Berauschter verließ ich das Hotel. Die Stadt mit ihrem Gewühle, die Begegnung mit meinen Bekannten, das Gespräch mit meinem Onkel während der Mahlzeit, das sich um die Tagesereignisse drehte, alles das fiel mir unerträglich. Die Zeit existirte für mich nicht mehr, die blutigen Parteikämpfe waren für mich nicht mehr vorhanden. Alles, was ich seit Jahren erlebt, versank für mich in Nichts, und nur zwei Momente meines Daseins traten mir aus der Erinnerung deutlich und als lebenswerth hervor: mein früherer Aufenthalt in in Spaa und die Stunde, die ich eben jetzt an der Seite Claudinens zugebracht hatte.

Alles Werdende ist abhängig von der Stunde und von dem Boden, denen es seinen Ursprung verdankt. Zeiten der leidenschaftlichen politischen Erregungen erzeugen auch in allen anderen Bereichen starke Empfindungen, und in einem noch unentweihten Herzen wurzelt die Liebe schnell und tief. Jetzt, da ich aus so weiter Ferne auf jene Tage zurückblicke, jetzt kann die Vernunft es mir sagen, daß, wäre ich damals beschäftigt gewesen, hätte ich mich in ruhiger Umgebung befunden, die Leidenschaft für Claudinen mich vielleicht nicht so gewaltig ergriffen, mich vielleicht nicht so vollständig erfüllt haben würde. Aber ich war freier Herr meiner Zeit, Alles um mich her befand sich in Aufregung, ich sah

die Geliebte von Gefahren bedroht, ich wurde zu ihrem Beistand aufgefordert, ich war zwanzig Jahre, in der vollsten, ungebrochenen Kraft jugendlicher Männlichkeit, ich ersehnte ein Weib, und das Ideal meiner frühen Vergangenheit trat mir in aller seiner holdseligen Güte, in seiner unvergleichlichen Schönheit entgegen!

Der ganze Tag, die ganze Nacht vergingen mir in Entwürfen. Die Liebe und die Sorge um die Geliebte machten mich schöpferisch. Ich erträumte immer neue Gefahren, ich ersann immer neue Mittel der Rettung, und alle liefen darauf hinaus, mir Claudinen als den Preis ihrer Befreiung zu zeigen, mir ein Glück ohne Ende an ihrer Seite zu versprechen. Ihr Rang, ihre Familie hielten meine Phantasie nicht auf, denn was waren jetzt diese Titel und Würden, deren Existenz gesetzlich vernichtet worden war? — Ich dankte meinem Schicksal, welches mich diese Zeit der Befreiung, der Menschlichkeit, hatte erleben lassen. Ich pries mich glücklich, daß Claudine von ihrer Mutter in Grundsätzen erzogen worden war, welche ihr den Verlust, den sie mit allen ihren bisherigen Standesgenossen erlitten hatte, nicht schmerzlich scheinen lassen konnte. War doch ihr Frohsinn auch ungetrübt gewesen, hatte doch auch sie Alles um sie her vergessen, um wie ich, nur unserer Kindheit und des Augenblickes zu gedenken! —

Noch am Tage vorher hatte ich mich gerührt gefühlt, als die Herzogin mir verwehrte, sie mit diesem Titel anzureden; jetzt empfand, jetzt genoß und segnete ich die welterlösende Kraft der Freiheit und der allgemeinen Gleichheit, welche mir die Geliebte und mich ihr entgegenbrachte.

Die stolze Kälte des Herzogs und seines Sohnes fochten mich nicht mehr an. Ich beklagte sie beide als solche, die es nicht verstanden und nicht verdienten, in dieser Zeit zu leben. Ich sah im Geiste ein neues Geschlecht vor Augen, das frei geboren und dem alle Vorurtheile der Vergangenheit unglaublich sein würden, und ich liebte dieses Geschlecht der Zukunft, weil ich wähnte, es werde besser sein als wir. Der Mensch selbst ist aber niemals besser, als in jenen Augenblicken seiner inneren Erhebung, in welchen er, weil er groß und wahr empfindet, den Sieg und die Herrschaft des Wahren auch für unfehlbar hält. Es war ein schöner Tag voll schwungvoller Erhebung! — Es war ein kurzer Tag!

Siebentes Kapitel.

Als ich mich am nächsten Mittage, der Einladung des Herzogs zu folgen, in das Hotel desselben begab, war es gegen zwei Uhr und sehr heiß. Man führte mich wieder in den kleinen Salon der Herzogin, in dem man die Fenster und die schweren seidenen Vorhänge geschlossen hatte, um die Wärme und die

Sonne abzuhalten. Es war also kühler, aber auch dämmerig in dem Raume, und gleich bei dem Eintreten sah ich Claudinen, welche mit einer Filetarbeit an einem kleinen Tische unweit des einen Fensters saß.

Auf die Meldung des Dieners hatte ich ihre Stimme annehmend antworten hören, aber schon diese Stimme hatte nicht den frischen Klang gehabt, wie an dem verwichenen Tage, und als ich in ihr Antlitz blickte, fand ich den Glanz des Frohsinns davon gewichen. Sie hieß mich niedersitzen, befahl dem Diener, die Herzogin von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und sagte dann, als er hinausgegangen war, die Mutter habe sie beauftragt, mich zu erwarten, da sie selbst anderweit in Anspruch genommen wäre.

In England würde mir dies nicht auffallend gewesen sein, in Frankreich war es eine ungewöhnliche Abweichung von der Sitte, aber ich dachte damals darüber nicht weiter nach. Mein ganzes Interesse beschränkte sich darauf, die Ursache von Claudinens Verstimmung zu erfahren, und ich fragte sie um dieselbe.

Ach, sagte sie, wie kann Ihnen diese auffallend scheinen? Ich wundere mich nur immer, wenn ich noch eine Spur meiner alten Heiterkeit in mir wiederfinde. Alle Welt um uns her ist traurig. Jeder Tag bringt meinem Vater neue Sorgen, meiner Mutter neue Schmerzen. Meine Schwester stirbt dahin und kann sich nicht entschließen, das wärmere Klima aufsuchen zu gehen, von dem die Aerzte ihre Erhaltung erwarten, und nun vollends heute . . .

Heute? fragte ich sie unterbrechend, ist Ihnen heute eine üble Nachricht gekommen?

Sie schüttelte verneinend das schöne Haupt. Nein, sagte sie, aber man hat den ganzen Morgen von der Auswanderung gesprochen.

Und Sie möchten Frankreich nicht verlassen? Sie möchten Ihr Vaterland nicht verlassen?

Mein Vaterland? wiederholte sie mit einem Tone, der mir auffiel, dessen Bedeutung ich aber nicht verstand. Mein Vater hat uns immer gesagt, die Frauen hätten kein Vaterland außer dem Hause ihres Vaters und ihres Gatten. Es ist vielleicht deshalb, daß ich kein so lebhaftes Vaterlandsgefühl empfinde, als die Männer, und das Frankreich, das ich jetzt vor Augen habe, ist auch nicht gemacht, uns Liebe einzuflößen. Ich sehe den guten König, die schöne, huldvolle Königin mißkannt, beleidigt und verhöhnt. Mein Vater, meine Mutter werden in ihren Rechten angetastet, werden gekränkt; wir sind nicht mehr sicher in unserem Schlosse, nicht in unserem Hause hier. Es ist schon so viel Blut geflossen, daß man täglich neues Blutvergießen fürchtet. Alle meine Träume sind damit erfüllt. Hundert Mal habe ich im Traume meinen Vater sterben sehen, wie der unglückliche Herr von Favras, wie Andere gestorben sind. Man wagt nicht mehr, von einem Tage auf den anderen zu rechnen! Und Sie können glauben, daß ich dieses Frankreich liebe? daß ich Vaterlandsliebe empfinde?

Ich versichere Ihnen, ich verabscheue dieses Land, wie es jetzt ist! Der ärmste Bürger ist ja glücklicher als wir!

Sie hatte mit großer Leidenschaft gesprochen, sie schwieg nun plötzlich still, und sich besinnend, sagte sie: Verzeihen Sie, daß ich mich hinreißen ließ! Der Gedanke, zu einem Freunde zu sprechen, riß mich fort und machte mich vergessen, daß Sie vielleicht ganz andere Gesinnungen hegen, und daß Sie für segensvoll halten, was mir entsetzlich scheint.

Ich hatte die Gewaltthaten der Revolution, selbst wo sie herausgefordert worden waren, immer beklagt, und es werden in jenen Tagen in Paris nicht viele Gebildete gewesen sein, die den reinen Enthusiasmus für die Revolution zu fühlen vermochten, mit welchem die glücklichere Nachwelt auf sie zurückblickt. Aber der klagenden Geliebten gegenüber dachte ich weder an die Segnungen, noch an die Gewaltthaten der Umwälzung. Ich hatte nur das Verlangen, Claudinen heiter zu sehen, sie einer Umgebung zu entreißen, in der sie leiden mußte, und voll von diesem Wunsche, fragte ich: Aber warum erschreckt Sie denn der Gedanke an das Ausland?

Weil ich — weil ich allein in das Ausland gehen müßte!

Allein? sprach ich ihr nach, die Frau Herzogin und Ihre Frau Schwester würden Sie nicht begleiten?

Nein! antwortete sie. Meine Mutter wird den Vater nicht verlassen, und welche Frau könnte sich in der Stunde der Gefahr von ihrem Gatten trennen? Meine Schwester würde, wenn sie sich überreden ließe, nach Italien gehen müssen, und . . .

Sie würden ihr nicht dahin folgen? unterbrach ich sie.

Nein! mein Vater will, daß ich nach England gehe. Seine Schwestern sind dort, und — auch der Graf ist dort! fügte sie mit einer mir auffallenden Zurückhaltung hinzu.

Der Graf? fragte ich.

Der Graf von Lanteuil! bedeutete sie in derselben Weise. Sie schien anzunehmen, daß der Name mir bekannt sei, ich mußte ihr das Gegentheil erklären, und mit sichtlichem Erstaunen sprach sie: Hat meine Mutter Ihnen nicht gesagt, daß ich verlobt bin?

Es kam mir vor, als erbleiche sie bei diesen Worten, aber ich wußte selbst nicht, was ich sah. Es war wie ein vernichtender Schlag auf mein Haupt hernieder gefallen, der Boden, auf dem ich stand, schien mir unter den Füßen zu schwanken. Sie war verlobt, sie war gegen ihren Willen verlobt, daran konnte ich nicht zweifeln, und mich, mich wollte man dazu benutzen, sie ihrem ihr verhaßten Bräutigam, einer ihr verhaßten Ehe entgegen zu führen!

Es ist mir oft begegnet, daß unerwartete Eindrücke mein Gedächtniß auch auf unerwartete Erinnerungen, auf vergessene Erlebnisse zurückgeführt haben.

Kaum hatte daher Claudine die verhängnißvollen Worte ausgesprochen, als unser Abschied in dem Gartenhause zu Spaa in völliger Deutlichkeit in mir hervortauchte, und an jenen Abend denkend, rief ich: Oh, Sie hatten es mir ja gesagt, man würde Sie verheirathen, wenn Sie erwachsen sein werden!



Sie hatte ihre Arbeit in der Hand, aber die Hand sank ihr nieder, und ihr Auge voll tiefer Schwermuth zu mir erhebend, sagte sie traurig: Ich habe oft daran gedacht! aber damals wußte ich noch nicht, was es heiße — verheirathet zu werden!

In dem Augenblicke trat die Herzogin herein. Die Bewegung ihrer Tochter, meine völlige Verwirrung entgingen ihr nicht; sie war jedoch weit davon entfernt, dies durch irgend eine Frage zu verrathen, sondern sie sagte mit der ruhig ausgleichenden Weise, welche sie nie verließ, sich zu mir wendend: Ich sehe,

daß meine Tochter Ihnen von den Absichten ihres Vaters gesprochen, welche er Ihnen gestern schon selbst mitgetheilt hat. Sie sollte keine solche Schwäche zeigen, wenn es die Beruhigung ihres Vaters gilt; indeß ich habe sie verwöhnt. — Sie reichte der Tochter dabei die Hand, welche diese küßte, und fragte mich dann, ob ich mit unserem Consul Rücksprache genommen hätte.

Ich konnte ihr eine zufriedenstellende Antwort geben. Sie machte genaue Erkundigungen, und als diese ihr genug gethan hatten, rückte sie die ganze, ihr offenbar sehr wichtige Angelegenheit mit der Bemerkung in die Ferne und in das anscheinend Gleichgültige: sie hoffe, man werde nicht in den Fall kommen, meine Bemühungen in Anspruch zu nehmen.

Madame Nangis, sagte sie, Madame Nangis kann und muß nach Italien gehen, denn die Entfernung aus dieser Stadt und die Verpflanzung in eine gleichmäßigere Atmosphäre sind ihr nothwendig. Ich habe ihr begreiflich gemacht, daß sie die Pflicht hat, sich für ihre Kinder zu erhalten, und eben jetzt hat sie sich bereit erklärt, zu reisen. Ihr Vater wird schon morgen den Paß für sie verlangen, und krank wie sie ist, wird ihre Abreise Jedermann natürlich dünken.

Meine Schwester verläßt uns? rief Claudine mit Bestürzung.

Was befremdet Dich daran, mein Kind, da Du es weißt, wie sehr sie dieser Reise bedarf? versetzte die Herzogin, und wie vorhin fühlte ich mitten durch den freundlichen Ton ihrer Worte eine gewisse Kälte oder Schärfe heraus, die ich bei meinen beiden ersten Besuchen nicht wahrgenommen hatte.

Meine Schwester geht fort? wiederholte Claudine, und setzte dann schüchtern bittend hinzu: aber ich, Mama, ich bleibe doch bei Ihnen?

Du bleibst noch bei uns! entgegnete die Mutter, und von dem ganzen Auswanderungsplane war nicht mehr die Rede. Weder die Herzogin noch der Herzog, der bald darauf erschien, gedachten desselben gegen mich. Man behandelte mich freundlicher noch, als an dem vergangenen Tage, man wußte, worauf man rechnen konnte, und behielt es sich vor, über mich zu bestimmen, sobald und wie man meiner bedürfen würde.

Die Zeit verstrich mir schnell. Man sprach von der Reise der älteren Tochter, die, bleicher noch als am verwichenen Tage, sich noch nicht in das bevorstehende Ereigniß finden konnte. Der Herzog und der Marquis erzählten von ihren beiderseitigen Erlebnissen in Italien, man machte der Kranken Hoffnung, ihr zu folgen, sobald die Zustände sich etwas ruhiger gestalten würden — ich hörte die ganze Unterhaltung, aber ich war nicht dabei. Ich konnte nichts denken, als daß Claudine Braut, daß sie unglücklich sei, und daß man mich benutzen wolle, sie einem ihr verhaßten Gatten zuzuführen. Mein Herz empörte sich gegen das, was ich einen Mißbrauch des Vertrauens nannte, in nie gefühltem Grimme, und ich gelobte mir, Nichts zu thun, als was Claudine selber von mir fordern würde.

Nach der Mahlzeit, bei der sie schweigend dagesessen hatte, suchte ich in ihre Nähe zu kommen, und einen Augenblick benutzend, in welchem ich mich unbemerkt befand, sagte ich zu ihr: Rechnen Sie auf mich! Sie sollen nicht reisen gegen Ihren Willen!

Ach, Sie kennen meine Familie nicht! antwortete sie mir. Sie verließ mich darauf schnell, und ich sprach sie nicht mehr, denn sie hielt sich eben so geflissentlich fern von mir, als sie mich am vorigen Tage unbefangen aufgesucht hatte.

Mehr als ein Vierteljahr verging. Frau von Nangis hatte Paris ohne alle Schwierigkeiten verlassen, die Absendung des Geldes war nach einer Rücksprache mit unserem Consul, der aus Freundschaft für meine Eltern mir seinen Beistand zugesagt, in bequemer und sicherer Weise besorgt worden. Es war also eigentlich für den Augenblick weiter nichts zu thun und meine Anwesenheit in dem Hotel der Herzogin war nicht nothwendig. Trotzdem wurde ich öfter zu ihr entboten, und sie wußte mich mit den verschiedensten Erkundigungen in ihrem Interesse zu beschäftigen.

Ich traf die Herzogin meist allein. Sie behandelte mich mit der größten Freundlichkeit, sprach jedesmal mit mir von meiner Mutter, gelegentlich auch von den vergangenen Tagen, in welchen ich und Claudine sorglos unter ihren Augen gespielt hätten, und in denen man nicht habe voraussehen können, welchen schweren Prüfungen man entgegen ging. Sie war dann ganz Milde, ganz Fassung und Entsagung, und verfehlte es niemals, mich zu gewinnen und Eindruck auf mich zu machen. Fügte es sich, daß die Tochter zugegen war, so wurde ich kürzer abgefertigt, und niemals gelang es mir, dieselbe in ein Gespräch zu verwickeln, oder gar einen Augenblick allein mit ihr zu reden, selbst nicht an den Tagen, an welchen ich zur Mahlzeit eingeladen wurde. Die Männer waren meist sehr beschäftigt, sehr ernst und wortkarg. Der Herzog gab sich Mühe, dies zu verbergen und ruhig zu erscheinen; den Marquis aber hinderten seine Erbitterung und sein Haß gegen die Revolution daran, irgend welchen Schein zu wahren, und nur die Unterordnung unter seine Eltern legte ihm einen Zügel an, wenn er sich in heftigen Worten gegen die Männer der Bewegung äußern wollte.

Ich war mit lieben Erinnerungen, mit einer großen Neigung zum Verehren in die herzogliche Familie eingetreten. Ich hatte ihr gegenüber die volle Freiheit eines Menschen gefühlt, der Nichts zu begehren hat, und der gekommen war, in großer Bedrängniß theilnehmend und freiwillig seine guten Dienste anzubieten. Weil ich die Existenz der Familie von außen her angegriffen und bedroht sah, war es mir ein Bedürfniß gewesen, sie mir im Innern um so einiger und glücklicher zu denken. Weil sie sich mit sicherer Fassung der gewohnten Titel entäußerte, hatte ich vorausgesetzt, daß ihr Sinn zu groß sei, um Werth darauf zu legen. In meiner jugendlichen Verblendung hatte ich sie

für Menschen gehalten, deren innerste Ueberzeugung mit der neuen Ordnung der Dinge eigentlich zusammenfiel, und ich hatte geglaubt, als der Sohn einer Freundin von der Herzogin auch mit Freundschaft, mit einem Worte, als ein Gleichberechtigter empfangen worden zu sein.

Man erzählt aber ein Märchen von einem Zauber, der dem Menschen die Augen öffnet, und ihn plötzlich hellsehend macht. Ein solcher Zauber war die Klage der Geliebten für mich gewesen. Der Vertrauende vergißt es, zu beobachten, und wird darum so leicht getäuscht. Seit ich jedoch die feste Zuversicht zu den Personen verloren hatte, mit denen ich in Berührung gekommen war, seit ich, aufmerksam gemacht, aufmerksam wurde, sah ich die Absichtlichkeit, mit welcher man mich behandelte, und erkannte auch ihren Zweck. Man wollte meine Ergebenheit erhalten, sich meiner Dienste versichern, und doch in der Lage bleiben, mich zu beseitigen, sobald man mich nicht zu bedürfen glaubte.

Die Herzogin, welche, durch die Revolution empört, ihre früheren humanen Anschauungen als eben so viele Irrthümer verleugnete, besaß die ruhige, unerschütterliche Selbstsucht des Adels, die sich für berechtigt hält, Alles für ihre Zwecke zu benutzen, die des Glaubens lebt, daß Jedermann Befriedigung darin finden müsse, diesen Zwecken seine Dienste zu weihen. Die Treue meiner Mutter, meine ehrfurchtsvolle Hingebung, meine warme und dankbare Erinnerung an das frühere Leben in ihrer Nähe hatten sie in ihren Ansichten in einem Augenblicke bestärkt, in welchem eine solche Zuversicht ihr doppelt willkommen gewesen war, und sie genoß meine Unterordnung in ihren Willen, wie man den Sonnenschein in trüben Tagen genießt, mit Freuden und mit Mißtrauen zugleich.

Daß die Herzogin meine Liebe für ihre Tochter kannte, daran zweifelte ich nicht. Wie sie darüber denken mußte, war mir eben so gewiß, und ich hätte es ihr verziehen, wenn sie mich aus der Nähe der Geliebten verwiesen hätte. Aber daß sie selbst meiner Liebe schmeichelte, indem sie mich immer wieder an die Zeit ihres Ursprungs erinnerte, daß sie meine Leidenschaft anfachte, indem sie mich Claudinen sehen und nicht sprechen ließ, daß sie mich nur als ein Mittel für ihre Zwecke betrachtete, auf dessen Empfinden, auf dessen Glück und dessen Verzweiflung man gar keine Rücksicht zu nehmen habe, das löste die Bande, durch die ich mich ihr verpflichtet glaubte, und Claudinens Klagen, ihre sichtliche Traurigkeit und endlich die Kenntniß ihres Schicksals gaben meinen Ideen eine ganz neue Richtung.

Ich hatte Anfangs vergebens danach gestrebt, auch nur zu erfahren, wer jener Graf von Lanteuil, wer Claudinens Verlobter sei. Alles in dem Hause hatte so gewiesene Wege, die Dienerschaft war so wohl geschult, daß dem Zufall kaum ein Spielraum gelassen war, und erst nach mehrfachen Versuchen gelang es mir, den alten Kammerdiener der Herzogin einmal zur Rede zu bringen, als er mit einem Auftrage derselben in meine Wohnung kam.

Vorsichtig und mißtrauisch, wie Dienstbarkeit und Alter es machen, wich er zuerst meiner Frage standhaft aus; endlich aber, als ich davon sprach, daß Mademoiselle sehr leidend aussehe und sich wohl nach dem Verlobten sehnen möge, sagte er kopfschüttelnd: Ich glaube das nicht! Mademoiselle weiß es, daß ihre Eltern Sorge haben, das macht sie traurig.

Aber wie konnte ihr Bräutigam sie verlassen in einer solchen Zeit?

Des Herrn Grafen Gesundheit ist nicht gut, und er war auf seinen Gütern, wie man sagt, nicht sehr geliebt! antwortete der Kammerdiener.

Wenn er krank ist, wenn seine Leute ihn nicht lieben, rief ich, wie konnte Mademoiselle ihn wählen?

Der Alte sah mich mit überlegener Verwunderung an. Mein Herr, sagte er mit einer Vornehmheit, wie der Herzog selbst sie nicht stärker ausdrücken konnte, bei uns in Frankreich wählen junge Damen ihren Gatten nicht. Monsieur de Lanteuil ist der Freund unseres Herrn, und obschon unser Herr ein reicher Herr ist, so hat er doch drei Söhne zu versorgen, die ihren Rang in der Welt behaupten müssen, und — —

Aber liebt Mademoiselle den Grafen von Lanteuil? fragte ich, von meiner Leidenschaft fortgerissen.

Gewiß! entgegnete der Alte, da ihr Vater ihn für sie gewählt hat! Und zudem — Monsieur de Lanteuil hat einen sehr schönen Namen, ist sehr prächtig und sehr gern gesehen in Versailles!

Ich konnte von dem Greise keine weiteren Thatsachen erfahren, aber ich wußte jetzt, was ich wissen mußte, und ich gelobte mir, Claudinens Beistand, ihr Freund zu werden, selbst wenn sie mir meine Neigung nicht erwiedern sollte, selbst wenn ich sie einem geliebteren Manne zu erhalten hätte. Ich fühlte einen bitteren Groll gegen ihre Eltern. Die Tyrannei, welche sie gegen die Tochter übten, das starre Gepräge urtheilsloser Abhängigkeit, welches die Art ihrer Herrschaft dem Diener aufgezwungen, empörten mich. Ich bestärkte mich geflissentlich in der Ansicht, daß dem Adel und seinem Stolze nur sein Recht geschehe, wenn man ihn zu vernichten strebe, und während ich diese Gedanken in meinem Innern trug und hegte, bannte mich die Liebe für eine Herzogstochter an ein Herzogshaus, unterjochte mich immer wieder die Gewohnheit der Herzogin, auf Gehorsam und Unterordnung zu rechnen.

Achtes Kapitel.

So war das ganze erste Jahr meines pariser Aufenthaltes und das ihm folgende verflossen. Im Frühling von Zweiundneunzig starb mein Onkel. Er

hatte seit dem Tode seines Sohnes seine Gesundheit eingebüßt, er war auch den Stürmen der rastlos fortschreitenden Revolution nicht gewachsen gewesen, und der Kummer über den Verlust seines Sohnes und über die Lage seines Vaterlandes rieben ihn auf und brachen ihm das Herz. —

Damit war eigentlich der Zweck meines pariser Aufenthaltes beendet, und meine Eltern forderten meine Rückkehr nach Deutschland. Indeß ich wußte meine Tante zu überreden, daß es ersprießlich sei, mich, so lange die verwickelte Vermögensordnung meines Onkels nicht beendet wäre, bei sich zu behalten, und ich erlangte die Bewilligung, noch in Frankreich zu bleiben, wo meine Anwesenheit für meine Tante auch wirklich nicht ganz ohne Nutzen war. Ich selbst hatte ein Legat von achtzigtausend Franken von meinem Onkel ererbt, und befand mich damit trotz meiner Minderjährigkeit, nach seinem ausdrücklichen Willen im Besitze eines unabhängigen, wenn auch kleinen Vermögens, das mir unschätzbar dünkte und auch später unschätzbar für mich wurde.

Während dessen war, seit der mißglückten Flucht des Königs und seiner Familie, das Königthum in Frankreich immer schneller seinem Untergange zugeschritten. Der Haß und das Mißtrauen des Volkes gegen den König, gegen die Emigranten und gegen die wenigen in Paris zurückgebliebenen Adeligen, welche aus Liebe und Treue für den König in dessen Nähe verweilten, hatte eine furchtbare Stärke gewonnen. Schon lange von Mangel gedrückt, hegte das Volk die Ueberzeugung, daß die fremden Heere sich auf Paris werfen, der König und seine Aristokratie sich flüchten würden, und daß man die Stadt und ihre bürgerlichen Bewohner der Hungersnoth und dem Untergange Preis zu geben beschlossen habe. Der König war schon seit seiner Flucht ein Gefangener in den Tuilerieen, die Auswanderung war schwer und gefährlich geworden, und in der herzoglichen Familie schien keine Rede mehr von derselben zu sein.

Der Krieg an der Nordgränze hatte bereits begonnen, die beiden jüngeren Söhne des Herzogs waren zum Heere abgegangen, den Marquis hatten Unruhen auf den Besitzungen seines Vaters dorthin geführt. Der Herzog und seine Gemahlin, welche in den Zeiten der Ruhe wenig am Hofe erschienen waren, setzten ihre Ehre darin, in diesen Leidenstagen durch doppelte Ehrfurcht und Ergebenheit das Königspaar von ihrer Treue zu überzeugen. Sie waren täglich in den Tuilerieen, und ihre Tochter lebte in der Umfriedung ihres Hauses ein fast klösterliches Dasein, in welches nur die Sorge um die Ihrigen und die Aufregung, worin die immer wiederkehrenden Aufläufe und Zusammenrottungen des Volkes die Aristokratie erhielten, eine Art von Wechsel brachten.

Ich selbst hatte keine Rast und keine Ruhe. Meine Liebe zu Claudinen war zur heftigen Leidenschaft geworden, und doch hütete ich mich, dieselbe zu verrathen, um das Glück nicht zu verlieren, welches ich fühlte, wenn ich sie nur sehen durfte. Gesprochen hatte ich sie nie wieder allein, als endlich ein Zufall

mir dazu in einem Augenblicke verhalf, der die ganze übrige Stadt in Aufregung versetzte.

Es war am zwanzigsten Juni, an dem Tage, an welchem man durch einen Aufstand den König zur Annahme eines Dekretes gegen die nicht vereideten Priester und gegen die Emigranten zwingen wollte. So sehr man der Aufläufe, der Zusammenrottungen gewohnt war, hatte das Unternehmen dieses Tages doch von Anfang an einen besonderen Charakter gehabt, und nicht ohne Schrecken hatte ich gesehen, wie die Schaaren bewaffneter Männer und Weiber sich von den Vorstädten aus nach den Tuilerieen hinaufwälzten, hier und da die Häuser bedrohend, in welchen Anhänger des Königs wohnten. Je weiter der Tag hinauf stieg, desto gewaltsamer wurden die Vorgänge. Das Volk hatte sich mit Gewalt den Zugang in die Tuilerieen eröffnet, der König hatte den Tag über den Massen Stand zu halten. Außen in den Straßen verlangten einzelne Gruppen, man solle ein Ende mit ihm machen, um dem Kriege und der Noth ein Ende zu machen. Und da die ganze Menschenmasse nicht Raum in dem Schlosse und in dem Garten finden konnte, fingen einzelne Züge an, sich unter wildem Lärm über die Brücke nach dem anderen Ufer der Seine zu werfen.

Schon seit Monaten hatte der Gedanke mich verfolgt, daß es einmal zu einem Angriff auf die Hotels des Adels kommen könne. Vielmals hatte ich in meinen Träumen solche Scenen mit Grausen und Entsetzen erlebt, und als ich jetzt den Weg der empörten Menge gewahrte, eilte ich von Angst und Sorge getrieben, das Hotel des Herzogs zu erreichen.

Als ich vor demselben ankam, war Alles in der Straße ruhig. Das Gitter war geschlossen wie immer, die Thür des Hotels stand offen, daß man durch die Säle des Erdgeschosses in den Garten hinaus sah, der ruhig im heißen Sonnenlicht des Nachmittags dalag. Aber gerade der Gegensatz, welchen diese Stille mit den Scenen des wilden Aufruhrs in den Tuilerieen bildete, hatte etwas sehr Bewegendes und machte mir die Vorstellung, auch hier die Zerstörung und Verwüstung hereinbrechen zu sehen, nur noch furchtbarer.

Der Portier, der mich kommen sah, öffnete mir von selbst. Ich fragte nach seiner Herrschaft. Sie haben sich beide in der Frühe zu Ihren Majestäten begeben, antwortete der Diener mit einem Seufzer und fügte dann hinzu: Ich wollte, sie wären erst wieder heimgekehrt. Mademoiselle hat verschiedene Male ausgeschickt, Nachrichten zu erhalten, aber es ist unmöglich bis in die Gemächer Ihrer Majestäten durchzubringen!

Ich wollte mich melden lassen, aber auf ihren Boten wartend, hatte Claudine mich kommen sehen und ging mir bis in den Vorsaal des oberen Stockes entgegen. Sie war, obschon es gegen Abend war, noch im Morgenkleide, ihr Haar hing in natürlichen Locken auf ihre Schultern herab, sie hatte gar keinen Schmuck irgend einer Art an sich, und diese Einfachheit, verbunden mit der

Blässe ihrer Wangen und der Angst, die in allen ihren Zügen lag, machten sie in meinen Augen nur noch schöner.

Reden Sie, reden Sie, mein Freund! rief sie mir entgegen, was ist geschehen? was geschieht?

Ich sagte, was ich wußte und gesehen hatte. Ich sprach von dem Durchzuge des Volkes durch den Garten und das Schloß, indem ich es versuchte, denselben als ein Ereigniß darzustellen, wie man deren schon viele erlebt; aber sie hatte bereits Kunde davon erhalten, wie sehr das Leben des Königs und der Königin bedroht gewesen war, und ihre Phantasie war nicht davon abzubringen.

Trösten Sie mich nicht! sagte sie sehr sanft. Wer unser Freund ist in diesen Tagen, muß uns darauf vorbereiten, den Kelch bis zu seiner Hefe zu leeren! Sie werden den König und die Königin ermorden, und wir werden mit ihnen untergehen; denn der Haß des Volkes gegen uns ist furchtbar. Aber, fügte sie hinzu, und ihre Stimme bebte, es ist sehr hart, gehaßt zu werden für Missethaten, die man nicht begangen hat!

Sie sah dabei so rein und schuldlos aus wie ein Engel, der über die Sünden der Menschheit weint. Mein ganzes Herz wallte ihr entgegen, und meiner selbst nicht mächtig, rief ich: Wer könnte Sie hassen der Sie sähe, so heilig, so schön, so jung!

Sie schüttelte abwehrend das Haupt, und als hätte sie nur meine letzten Worte vernommen, entgegnete sie: Ich bin nicht mehr jung, und es scheint mir, als ob Niemand es sein könnte, in der Lage, in welcher wir uns befinden. Wenn man immer um das Leben der Seinigen zittert, wenn man seit Jahren die wechselndsten Erregungen durchlebt hat, vergißt man, daß man jung ist, und welch ein Vortheil wäre es denn auch, jung zu sein? . . . Sie brach ab und sagte dann: Ein Kind sein, das ist Alles, denn bei uns in Frankreich, dünkt mich, sind jetzt nur die Kinder noch glücklich!

Aber warum in Frankreich verweilen? Warum versuchen Sie es nicht, Ihre Familie zur Auswanderung zu bewegen? Sie ertragen den Zustand der Angst nicht lange, Sie werden unterliegen! sagte ich, von der zärtlichsten Sorge um sie ergriffen.

Was thäte das? versetzte sie mit bitterem Tone, aber eben so schnell, als dieser Ausdruck ihr gekommen war, ging er vorüber, und zu der Weiche und Innigkeit zurückkehrend, welche den Grundzug ihres Wesens bildeten, sprach sie: Sie nehmen Theil an mir, ich weiß das, und es war mir oft ein Trost. Aber wenn ich Ihnen werth bin, sprechen Sie nie von Auswanderung! Niemals! ich will Frankreich nicht verlassen!

Sie brach plötzlich ab, und wir hatten einander nichts mehr zu sagen. Wir standen auf dem Balkon, der sich vor dem mittleren Saale nach der Gartenseite hinzog. Sie hatte den Arm auf die Balustrade und das Haupt auf den

Arm gestützt. Die Sonne war hinter den großen Bäumen schon herabgesunken, ein leiser Luftzug hatte sich erhoben und spielte mit Claudinens Haar und Gewand. Die Fülle köstlichen Duftes stieg von dem Garten empor. Ich war wie in einem wundervollen und doch quälenden Traume. Ich war wie aufgelöst in Liebe, ich hätte vor ihr niederstürzen oder sie in meine Arme ziehen mögen. Ich sagte ihr in meinem Innern alles, was ich für sie fühlte; aber ein Zauber schloß mir die Lippen, daß ich kein Wort zu sprechen, daß ich



mich nicht zu regen vermochte. Ich stand und stand, und sie war neben mir und in Gedanken versunken wie ich, und der Wind fächelte immer leiser und wärmer, und die Blumen dufteten immer stärker, und die Dämmerung fing an, sich über den Garten auszubreiten. Ich wußte nicht, was mit uns werden sollte, ich wußte nicht, wie ich nach dieser Stunde leben sollte, ohne sie zu sehen, ohne in ihrer Nähe zu athmen.

Ein Diener, den sie ausgesandt hatte, und der jetzt zurück kam, weckte mich aus diesem Brüten. Er brachte die Nachricht, daß es gelungen sei, das Volk zum Rückzuge aus den Tuilerieen zu bewegen, und daß die Ruhe sich herzustellen anfange. Wir fragten nach dem Könige und seiner Familie, Claudine wollte wissen, ob irgend Menschenleben geopfert worden wären, ob der Umgebung des Königs Gefahr gedroht habe. Der Diener antwortete, den eigentlichen Kern dieser Erkundigung verstehend, er habe von den Herrschaften nichts erfahren können; so viel man aber außerhalb des Schlosses vernommen, sei nirgend ein Angriff gegen das Leben der Bewohner desselben vorgefallen. Das beruhigte Claudinen in etwas, und mit dieser Beruhigung mochte das Gefühl ihr kommen, wie ungewöhnlich und unstatthaft unser langes, einsames Beisammensein gewesen sei. Sie fragte nach der Dame, welche ihr sonst in Abwesenheit ihrer Mutter Gesellschaft leistete, und als man ihr meldete, daß Schreck und Angst sie unwohl gemacht, bot ihr dies den Vorwand, mich zu entlassen, und uns Beide aus der verwirrenden Befangenheit zu erlösen, die über uns gekommen war.

Neuntes Kapitel.

Ich hatte den weitesten Umweg gemacht, mich dem Gewühl der lärmend heimkehrenden Volksmassen zu entziehen, und war eben erst in dem Hause meiner Tante angelangt, in welchem diese sich vorbereitete, Paris zu verlassen, um sich nach einem kleinen Orte zu begeben, wo sie bei Verwandten mehr Ruhe zu finden hoffte, als eine Botschaft der Herzogin mich erreichte, welche mich aufforderte, mich noch an diesem Abende zu ihr zu begeben.

Ich machte mich also augenblicklich wieder auf den Weg, und es mochte gegen eilf Uhr sein, als ich das Hotel zum zweiten Male erreichte. Bei meinem Eintritt fand ich die Familie in dem Zimmer der Herzogin beisammen. Die Vorsäle hatte ich dunkel gefunden, die Hausordnung hatte zum ersten Male Störungen erlitten.

Die Herzogin saß in halb liegender Stellung auf einem Sopha, ihre Kleidung, ihre Frisur waren beschädigt und verdorben, ohne daß man sagen konnte,

worin diese Beschädigungen bestanden; sie sah sehr bleich und erschöpft aus. Der Herzog schrieb an dem Tische seiner Gemahlin, es standen verschiedene Kassetten, es lagen Päcke von Papieren auf den anderen Tischen umher. Das war alles ganz ungewöhnlich. Die Gesellschafterin Claudinens, Mademoiselle Charpentier, bereitete in der Ecke des Zimmers den Thee, kein Diener war anwesend. Claudine war um die Mutter beschäftigt, beide Frauen hatten geweint. Aber während die Herzogin matt und hinfällig aussah, überraschte mich ein finsterer Ernst in den Zügen der Tochter, und eine gewisse kalte, entschlossene Haltung erschien mir als etwas völlig Fremdes an ihr.

Die Herzogin, welche es sonst nie an den herkömmlichen Formen der Begrüßung fehlen ließ und immer erst auf zahlreichen Umwegen zu dem Zwecke gekommen war, um dessentwillen sie mich hatte rufen lassen, wich heute auch von dieser Regel ab.

Sie finden uns in wahrhafter Zerstörung, aber welch ein Tag war das! rief sie mir entgegen, sobald der alte Diener die Thür hinter mir geschlossen hatte. Zwölf Stunden der Todesgefahr haben wir den König wie einen Helden, wie einen Märtyrer erdulden sehen! Zwölf Stunden der Folterqual haben die Ungeheuer ihm bereitet. Hundert Mal haben wir geglaubt, daß seine, daß unser aller letzte Stunde geschlagen hätte! Zu Fuß, am Arme eines National-Gardisten, mitten durch eine Menge, die uns fluchend den Untergang drohte, habe ich meine Wohnung erreicht, ohne noch beruhigt zu sein über meinen Gatten! Welch ein Glück, daß meine arme Tochter und meine Enkel diesem Abgrunde entronnen sind! Keine Stunde der Sicherheit ist uns mehr vergönnt, und wir werden unterliegen!

Nach diesem Ausbruche ihres Gefühls und Entsetzens wurde sie ruhiger. Sie wußte, daß ich im Hotel gewesen war, und dankte es mir. Es kommt mir fast unmöglich vor, daß noch irgendwo Treue und Freundschaft zu finden ist! sagte sie, und doch habe ich an Sie gedacht und auf Sie gerechnet mitten in der Qual dieses Tages. Jetzt muß das Schwanken und Zögern ein Ende haben. Meine Tochter muß fort! Wir werden ruhiger sein, wenn wir nicht mehr für sie zu zittern brauchen, und Sie haben doch sicher den Paß für sie in Reserve?

Ich war über diese Voraussetzung erstaunt, denn man hatte seit mehr als einem Jahre nicht mehr von der Auswanderung gesprochen, und ich machte sie darauf mit dem Zusatze aufmerksam, daß ich trotzdem hoffe, innerhalb vierundzwanzig Stunden einen Paß besorgen zu können, nur müsse ich natürlich wissen, für wie viele Personen, und für wen man ihn verlange.

Der Herzog hatte bis dahin ununterbrochen geschrieben. Selbst die Klagen seiner Gattin hatten ihn nicht in seiner Arbeit gestört. Jetzt erhob er sich. Haben Sie die Güte, sagte er sehr ruhig, einen Paß zu fordern für Ihre sieben-



Zu Fuß, am Arme eines National-Gardisten, mitten durch eine Menge, die uns fluchend den Untergang drohte, erreichte ich meine Wohnung.

zehnjährige Schwester und deren vierzigjährige Begleiterin, Mademoiselle Charpentier. Als Ziel der Reise nennen Sie London, und wenn es sich um den Zweck derselben handelt, so geben Sie an, daß man Ihre Schwester der Unruhen wegen aus einer pariser Pensions-Anstalt in eine englische versetzen wolle.

Aber Sie, mein Herr! und die übrigen Glieder Ihres Hauses? fragte ich. Ich und meine Söhne, die wir Unterthanen und Diener unseres Königs sind,

bleiben in der Nähe unseres Souverains, und Madame findet ihren Trost darin, sich nicht von uns zu trennen, wenn wir unsere Töchter in Sicherheit wissen.

Er sprach das mit einer mich erschütternden Festigkeit, wie mir überhaupt die Haltung des Herzogs immer Achtung gebot, sobald ich mich ihm persönlich gegenüber befand. Es lag etwas Erhabenes in der Entschiedenheit, mit welcher er sich den neuen Gesetzen unterordnete, in der Selbstverläugnung, mit der er sich und seine Söhne zu opfern bereit, neben seinem Könige ausharrte, nur darauf bedacht, die Töchter zu retten, deren Anwesenheit in Frankreich von keinem Nutzen für den Herrscher sein konnte.

Auch in diesem Augenblicke flößten der Herzog und seine Gemahlin mir eine verehrende Theilnahme ein, und doch dämpfte der Anblick von Claudinens finsterer Entschlossenheit jene Empfindung, so daß ich an sie denkend die Frage aufwarf, ob Mademoiselle denn ohne männliche Begleitung reisen solle.

Wir rechnen auf Sie, antwortete der Herzog, meine Tochter bis Havre zu führen. Es ist das der kürzeste Weg, Frankreich zu verlassen. Dort kann es in diesem Augenblicke nicht an Schiffen fehlen, die nach England gehen, und es wird Ihnen also nicht schwer fallen, für die Ueberfahrt meiner Tochter eine sichere Gelegenheit zu schaffen, und dort für sie bis zu ihrer Ueberfahrt Sorge zu tragen. In England aber findet sie meine Schwestern, die ihr auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft entgegengehen werden, und in deren Schutze sie für das Erste bleiben soll.

Die Hoffnung Claudinen zu begleiten, ergriff mich auf das Lebhafteste, aber das verhängnißvolle „für das Erste“ schlug meine Freude nieder. Eine Wahl war mir im Grunde nicht gelassen, und doch fühlte ich ein inneres Schwanken, das Claudinens beobachtendem Auge nicht entgangen sein mußte; denn sie wandte sich zu mir und sagte: Versagen Sie mir Ihren Beistand nicht! Wenn meine Eltern darauf beharren, mich zu entfernen, so muß ich mich fügen, aber mein Loos ist dann sehr traurig! Und wieder fiel mir die Veränderung auf, welche ihr Ausdruck und ihre Stimme in den wenigen Stunden erlitten hatten.

Ohne längeres Zögern sagte ich also zu. Alle nöthigen Verabredungen wurden getroffen. Der Herzog ordnete verschiedene Papiere, welche er mir schon heute übergeben wollte, um sie seinen Schwestern zu übermachen. Die Herzogin hatte sich entfernt, und Mademoiselle Charpentier war fortgesandt worden, aus dem Zimmer des Herzogs eine Landkarte herbei zu holen.

Den Augenblick benutzte Claudine, und wie zufällig an mich herantretend, drückte sie mir ein kleines, zusammengefaltetes Papier in die Hand, das ich schnell verbarg, da die beiden Damen fast gleichzeitig wiederkehrten.

Es war weit nach Mitternacht, als ich daran denken konnte, mich zu verabschieden. Die Herzogin war sehr angegriffen und war mehr und mehr gerührt

worden, je genauer wir die Einzelheiten der Flucht und der Reise besprachen, die ihr erst dadurch zur Wirklichkeit wurde.

Claudine hatte sich ganz ruhig verhalten und keine Meinung, keine Besorgniß, keinen Wunsch geäußert. Als ich mich aber empfohlen hatte, und auf dem Punkte stand, das Zimmer zu verlassen, warf sie sich plötzlich ihrer Mutter in die Arme und rief mit flehendem Tone: Stoßen Sie mich nicht von Sich, theure Mutter! zwingen Sie mich nicht, mich von Ihnen zu trennen! Noch ist es Zeit! — und sich dann zu ihrem Vater wendend, wiederholte sie: Lassen Sie mich hier, mein Vater! Lassen Sie mich hier mit Ihnen leben oder sterben! Ich verlange es nicht anders! Sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen, und wiederholte dann mit matter Stimme, die gefalteten Hände gegen die Brust gepreßt: Wenn Sie mich lieben, zwingen Sie mich nicht, Sie zu verlassen!

Die Herzogin weinte wie ihre Tochter und blickte bald diese, bald ihren Gatten an, dessen Antlitz sich mehr und mehr verfinsterte. Ohne von den Klagen seiner Tochter gerührt zu werden, ergriff er ihre Hand und sagte gebietend: Keine Schwäche, mein Kind! Unsere Tage sind nicht für Schwächen des Herzens gemacht! Es kommt darauf an, Muth zu haben und sich in das Unabänderliche mit Vernunft zu fügen. Soll ich Empörung finden selbst in meinem Hause? selbst im Schooße meiner Familie?

Die Tochter blieb sprachlos vor ihm stehen, auch die Herzogin schwieg. Aber es zuckte über Claudinens Gesicht ein gewaltiger Schmerz, sie trat an mich heran, reichte mir die Hand und sagte: Nun denn, wir werden also gehen! Ich baue auf Sie! — und damit verließ sie das Zimmer.

Von den verschiedensten Empfindungen bestürmt, trat ich meinen Heimweg an. Das Billet Claudinens brannte auf meinem Herzen, aber ich wagte nicht, es hervor zu ziehen, so lange ich mich noch in dem Bereiche des Hotels befand. Erst als ich die ganze Straße hinter mir hatte, in welcher es lag, blieb ich stehen und öffnete das Schreiben, es bei dem erlöschenden Lichte einer Straßenlaterne zu lesen. Es enthielt nur die Zeilen: „Nach England zu gehen, ist für mich schlimmer als der Tod. Auch ich habe das Gefühl meiner Menschenrechte! Schaffen Sie mir einen Paß nach Deutschland, helfen Sie mir, mich zu erretten!"

Eine ungekannte Freude dämmerte in mir auf. Ich wagte nicht zu glauben, daß Claudinens Abneigung gegen die Heirath mit dem Grafen in irgend einem Zusammenhange mit mir stehen könne, aber daß sie mir vertraute, daß sie ihre Zukunft in meine Hände legte, daß sie, wie ich nach jenen Zeilen glaubte, zu meiner Mutter flüchten wollte, das beseligte mich, indem es mir zugleich Fassung und Entschlossenheit verlieh, obschon ich alle Schwierigkeiten meiner Lage übersah. Daß ich Claudinen beistehen müsse, sich der ihr verhaßten Heirath zu entziehen, das stand zweifellos fest in mir; daß meine Mutter und

vollends mein Vater nicht gewillt sein würden, die Tochter der herzoglichen Familie aufzunehmen und zu beschützen, welche sich derselben durch die Flucht entzog, das wußte ich eben so zuversichtlich; indeß das steigerte nur den Enthusiasmus, mit dem ich das Vertrauen der Geliebten aufnahm.

Meine Aufregung hielt mich ab, mich zur Ruhe zu legen, aber die kurze Sommernacht verging mir wie im Fluge. Die Aussicht mit Claudinen zu reisen, sie zu beschützen, sie zu bedienen Tage und Tage hindurch, erfüllte mich mit Entzücken, und dieses Glück kam mir so unerwartet, schien mir so groß, daß ich es kaum auszudenken wagte, daß es alle meine Wünsche befriedigte. Daneben beschäftigten mich die Plane für die Flucht.

In aller Frühe begab ich mich zu unserem Consul. Da ich ihm vor einem Jahre von der Verbindung meiner Eltern mit der herzoglichen Familie gesprochen hatte, und die Geldsendungen derselben durch seine Hände gegangen waren, so fiel es mir nicht schwer, die Päffe, wie man sie verlangte, zu erhalten, und ich ließ zugleich den meinigen für eine Reise durch England und Holland nach Deutschland ausstellen. Diese Päffe wurden ohne alles Bedenken von den französischen Behörden visirt, da man mich als einen Deutschen erkannte, und damit war die erste und größte der Schwierigkeiten überwunden.

Ich machte dem Herzoge die Anzeige, daß der Paß bereit sei, und die Reise wurde für den folgenden Abend festgesetzt, da ich erst noch meiner Tante das Geleit zu geben hatte. Nachdem diese Paris verlassen hatte, war ich frei, und nie in meinem Leben habe ich eine wonnevollere Erwartung in der Seele getragen.

Am folgenden Abende war Alles zur Abreise in Bereitschaft.

Ich hatte die Abrede getroffen, um sechs Uhr noch einmal in das Hotel zu gehen, um zu erfahren, ob es bei dem Uebereinkommen bleibe. Auf meine Frage, ob ich die Frau Herzogin sprechen könne, sagte man mir, die Damen wären ausgefahren. Das war, wie man es vorher bestimmt. Sie hatten sich nach dem Orte des Rendezvous begeben — wir reis'ten also! Mit welcher Empfindung sagte ich mir das in jener Stunde!

Ich wurde zum Herzoge geführt. Er arbeitete in seinem Kabinette, kam mir jedoch gleich in das anstoßende Zimmer entgegen.

Es ist Alles in Ordnung! sagte er, Sie werden die Damen an dem bezeichneten Orte finden.

Seine Stimme war gepreßt, und er sah bekümmert aus. Während ich vor ihm stand, erwartend, ob er mir noch Etwas mitzutheilen habe, richtete er sich aber wieder auf und sprach mit großer Würde:

Ich hatte nicht geglaubt, daß ich jemals in die Lage kommen könnte, eine meiner Töchter einem fremden Schutze zu übergeben. Die Zeit zwingt mich dazu. Denken Sie daran, junger Mann, und wachen Sie über die Sicherheit meiner Tochter! Ich vertraue Ihrer Ehre! — Er reichte und drückte mir

damit die Hand, und verließ das Zimmer, unfähig, seine Bewegung zu verbergen, unwillig, sie zu zeigen.

Ich fühlte mich wie von einem Banne getroffen. Ich stand auf dem Punkte, den Herzog zurückzurufen, ihm zu sagen, daß ich sein Vertrauen nicht verdiene, daß er seiner Tochter einen anderen Begleiter geben solle; aber die Sophistik der Leidenschaft, der Liebe trug den Sieg davon, und ich kehrte in meine Wohnung zurück, vor welcher mein Wagen mich schon erwartete.

Im Hause der Herzogin hatte man seit dem letzten Aufstande die Nachricht verbreitet, daß die Familie sich doch wieder auf das Land zurückziehen werde, welches im Vergleich zu dem jetzigen Zustande der Hauptstadt eine größere Sicherheit bot, und da der Marquis wirklich dorthin gegangen war, so konnte die Dienerschaft es nicht auffällig finden, daß man die Tochter ihm nachzusenden beschloß, um sich dann später ebenfalls nach der Normandie zu verfügen. Nach diesem Vorgeben hatte man das Gepäck Claudinens besorgt, der alte Kammerdiener, den man in das Vertrauen gezogen, war bestimmt worden, mit der Tochter und ihrer Gefährtin abzureisen, und die Herzogin hatte ihr bis zu der ersten Station das Geleit geben wollen. So hatte man das Hotel, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, verlassen. Ich aber sollte Claudinen eben auf dieser Station begegnen, sie und ihre Begleiterin in meinem Wagen mit mir nehmen, während der Kammerdiener wirklich mit der einen Kalesche nach der Normandie ging, den Marquis zu holen, und die Herzogin noch an demselben Abende in ihr Hotel zurückkehrte.

Es war sieben Uhr Abends, als ich Paris verließ. Obschon ich wußte, daß ich es so bald nicht wiedersehen würde, hatte ich doch in jener Stunde durchaus nicht das Gefühl, welches sonst der Abschied von einem Orte einflößt, an dem man lange Zeit verweilt, und in welchem man viel erlebt hat.

Meine Phantasie war einzig auf den Augenblick gerichtet, in dem ich Claudine wiederfinden würde. Ich stellte mir es vor, wie ich eintreten, wie ich zu ihren Füßen sinken, wie sie mir freudig ihre Zukunft anvertrauen, wie das Glück meines Lebens mit dieser Stunde anheben werde, und während ich dies Alles dachte, während meine Wangen glühten, mein Herz mir schneller und schneller klopfte, fuhr die Equipage der Herzogin an mir vorüber, nach der Stadt zurück. Sie beachtete meinen Wagen und erkannte ihn und mich, aber wir hatten verabredet, daß ich es vermeiden sollte, mich hinaus zu lehnen oder zu grüßen, damit ihre Dienerschaft mich nicht bemerke, und nicht gewahre, daß ich ebenfalls und auf derselben Straße wie Claudine Paris verlasse.

Von dem Momente ab hatte der letzte Rest meiner Ruhe mich verlassen. Nun war Claudine allein, nun gehörte sie mir. Ich trieb den Postillon, alle Vorsicht vergessend, zu einer Eile an, die sehr geeignet gewesen wäre, seinen



Denken Sie daran, junger Mann, und wachen Sie über die Sicherheit meiner Tochter! Ich vertraue Ihrer Ehre! — Er reichte und drückte mir damit die Hand.

Verdacht zu erregen, und doch war die Sonne schon lange untergegangen, als ich Versailles und den Gasthof erreichte, in welchem Claudine mich erwartete.

Wie ich nach dem Zimmer der Damen gefragt habe, wie ich die Treppe hinaufgekommen bin, weiß ich noch in diesem Augenblicke. Noch jetzt, da mehr als vierzig Jahre mich von jener Stunde trennen, fühle ich mein Herz erzittern bei der Erinnerung, und die Wärme der Jugend kehrt mir zurück, mich die entschwundene Wonne noch einmal empfinden zu lassen.

Athemlos, mit zagendem Finger klopfte ich an die Thüre, Mademoiselle Charpentier rief, daß man eintreten solle, und in dem nächsten Momente stand ich vor der Geliebten, die mit einem andern Namen zu bezeichnen, mir jetzt in meinem Innern nicht mehr möglich war.

Aber kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als meine wonnevolle Erregung vor dem Anblicke schwieg, der sich mir darbot. In einem Zimmer, das im Vergleiche zu den Räumen, in welchen ich Claudinen bisher gesehen, ärmlich und traurig erschien, saß sie da bleich und niedergeschlagen, die Augen von vergossenen Thränen geröthet. Ihre dunkle einfache Reisekleidung kam mir dürftig, sie selbst kam mir verändert und krank vor, weil man ihr schönes Haar zusammengeflochten und unter einer Art von Haube verborgen hatte. Ihr Gepäck lag in einer Ecke des Zimmers am Boden, Mademoiselle Charpentier, ebenfalls in Thränen, war mit demselben beschäftigt, und Claudine erhob sich nicht von dem Sessel neben dem Tische, auf welchem ein Paar Kerzen unbeachtet und deßhalb trüb und dunkel brannten.

Alle meine Freude, alle meine goldenen Hoffnungen verstummten, alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse, welche mir drohten, die Lage, in welche Claudine sich durch ihre Flucht versetzen wollte, standen mir mit allen ihren Schattenseiten vor der Seele, und die Vorstellung, die Geliebte leiden und entbehren zu sehen, that mir schon jetzt wehe, wo noch kein Mangel irgend einer Art an sie herangetreten war. Ich hatte mir so oft wiederholt, was ich ihr sagen, wie ich mir ihr angeloben wollte — nichts von allem dem kam jetzt in meinen Sinn. Beklommen und niedergeschlagen trat ich an sie heran. Ich wagte nicht, ihre Hand zu nehmen, und alles was ich vorzubringen wußte, war die Bemerkung, daß ich der Herzogin auf der Hälfte des Weges begegnet wäre.

Ja! versetzte Claudine, in diesem Augenblicke wird sie zu Hause sein! — und es dünkte mich, als klinge aus diesen Worten eine Sehnsucht und ein Bedauern hervor, denen ich nichts entgegen zu stellen wußte, als die Bemerkung, daß sie sich in England ja bald wieder unter dem Schutze von Personen befinden werde, die ihr nahe ständen und Sorge für sie tragen würden. Ich wollte ihr damit nur andeuten, wie sie Herrin über ihre Entschlüsse wäre; sie aber sah mich mit einem langen, ernsten Blicke an und sagte dann ruhig: Lassen Sie uns denn aufbrechen, um unser Ziel so früh als möglich zu erreichen.

Ich gab den Befehl, die Pferde kommen zu lassen, und um zehn Uhr fuhren wir von Versailles wieder ab.

Die Nacht war wundervoll hell und warm.

Claudine saß mir im Wagen gegenüber. Sie hatte den Kopf leise zurückgelehnt, daß ihr schönes Antlitz, vom Monde beleuchtet, sich gegen das dunkle Kissen deutlich abzeichnete und ich jede ihrer Mienen sehen konnte; aber sie schaute gedankenvoll vor sich hin, und wir sprachen keine Silbe mit einander.

Ihre Begleiterin hatte zu weinen angefangen, als wir auf's Neue den Wagen bestiegen, und war dann eingeschlafen. So fuhren wir die ganze Nacht.

Wenn wir an den Stationen halten mußten und ich Claudinen irgend eine Erfrischung anbot, lehnte sie dieselbe freundlich ab, und einmal bemerkte sie dabei: Man muß sich entwöhnen, so viele Bedürfnisse zu haben.

Ein ander Mal, als sie einen Trunk Wassers von mir begehrte, that sie es mit dem Zusatze: Glauben Sie mir, daß es mir sehr schwer fällt, Ihnen Mühe zu verursachen!

Dies war alles vollkommen anders, als ich es mir geträumt hatte, und es machte mich so befangen, daß es mir den Muth nahm, irgend etwas dagegen zu thun. Ich war über die Maßen traurig. Ich wußte mir gar nicht zu erklären, was geschehen sei, ich wußte noch weniger, was Claudine beabsichtigte, und hoffnungsreich, wie ich gewesen war, ging ich nun zu einer tiefen Traurigkeit über.

So hatten wir in der Nacht eine tüchtige Strecke zurückgelegt, obschon seit der verunglückten Flucht des Königs alle Postmeister sich berechtigt und verpflichtet glaubten, die Pässe der Reisenden zu untersuchen.

In der Frühe aber mußten wir in einem Flecken liegen bleiben, weil man uns keine Pferde geben konnte; und weil es mir immer unerträglicher fiel, in dieser Gedrücktheit neben der Geliebten zu sein, machte ich ihr den Vorschlag, einen Weg durch den Ort zu machen, um sie und mich zu erheitern. Sie nahm das an, und Mademoiselle Charpentier wollte sich eben zu uns gesellen, als Claudine sie bat, zurückzubleiben.

Es werden Wege genug kommen, sagte sie, die ich ohne Deine Begleitung machen muß, und man thut wohl, das Unvermeidliche je eher je lieber zu erlernen.

Obschon auch diese Bemerkung melancholisch klang, war Claudine doch gefaßter. Der Tag schien ihr Muth zu geben, die Frische des Morgens auch sie zu erfrischen. Es war das erste Mal, daß sie am Arme eines fremden Mannes, ohne ihre Mutter die Straße betrat, und eine neue Befangenheit überfiel sie, da sie sich auf dem Wege als einen Gegenstand der Neugier angesehen fand. Sie derselben zu entziehen, bogen wir in eine Seitengasse ein und erreichten bald das freie Feld.

Die Gegend war der schönsten eine. Zwischen hügeligem Boden, der hier und da sich bis zu ansehnlichen Höhen erhob, strömte die Seine mit reicher Wasserfülle hindurch. Laubholzgekrönt stiegen die Höhen empor, eine Burg sah mit ihren starken Zinnen von dem anderen Ufer majestätisch zu uns herüber, und die reinste Himmelsbläue wölbte sich über unserem Haupte, während die Lerchen sich jubelnd empor schwangen.

Nachdem wir eine Weile gegangen waren, kamen wir an eine Stelle, auf welcher eine Gruppe von großen Steinen lag. Die Sonne hatte schon den

Thau davon getrocknet, und eine Hecke von Brombeergesträuch schützte sie jetzt vor ihren Strahlen. Hier setzte sich Claudine, um ausruhend umherzuschauen, und ich ließ mich neben ihr nieder.

Schon während wir gingen, hatte ich der Wonne kaum zu widerstehen vermocht, in welche das Alleinsein mit der Geliebten, in der Schönheit dieses Morgens mich versetzte. Jetzt aber, da ich mich neben ihr befand, fernab von allen Menschen, jetzt kam eine so süße, unaussprechliche Rührung, eine so rein menschliche Freude über mich, daß ich zu den Füßen der Geliebten niedersank und ihre Hände ergreifend, ausrief: Warum erheitert sich Ihr Auge nicht, Claudine? Ist diese schöne Welt nicht dazu gemacht, daß wir sie genießen sollen? Sind Sie denn einsam, sind Sie verlassen, wenn ich neben Ihnen bin? wenn der Mann zu Ihren Füßen liegt, der Sie geliebt hat, Sie allein, seit den Tagen seiner Kindheit, und der sein Leben hingeben würde, Ihr Auge wieder einmal freundlich auf ihn gerichtet zu sehen, wie in jener wundervollen Zeit!

Ich hatte aus vollem Herzen, mit der ganzen Kraft einer lange zurückgehaltenen Leidenschaft gesprochen, aber Claudine wandte sich von mir ab, und kaum hörbar sagte sie: Unter dem Dache meines Vaters, unter dem Schutze meiner Mutter, hätten Sie nicht also zu mir gesprochen! — Sie verhüllte dabei ihr Gesicht mit den Händen, und ich sah, daß sie weinte.

Jetzt erst begriff ich, was ich gethan. Voll Schmerz, ihr Schaamgefühl beleidigt, ihr richtiges Empfinden gekränkt zu haben, flehte ich um ihre Vergebung, gelobte ich ihr, daß kein Wort, keine Miene sie mehr an das erinnern solle, was ich für sie fühle. Ich beschwor sie, über mich zu bestimmen, mich als den Diener ihres Willens zu betrachten, und, sagte ich: wenn ich diesem Versprechen auch nur in einem Augenblicke treulos werde, so verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, und ich werde gehen.

Sie hatte ihr Haupt empor gehoben, ihre Thränen zu trocknen gesucht, ihr Auge ruhte schwermüthig auf mir.

Dann reichte sie mir mit einer zaghaften Bewegung die Hand und sagte: Ja, ich weiß, Sie werden es nicht vergessen, daß ich allein bin, daß ich Schutz bei Ihnen suchte.

Es lag dabei ein solcher Zauber der zartesten Weiblichkeit über ihr ausgebreitet, daß ich es mir nicht vergeben konnte, sie erschreckt zu haben, und mit dem festen Vorsatze, mich nie wieder zu gleicher Aufwallung hinreißen zu lassen, so lange sie in meinem Schutze war, fragte ich sie, was sie über sich beschlossen habe.

Mit demselben schwermüthigen Blicke, der mir schon vorher die Seele bewegt hatte, sah sie mich an, und es schien mir, als scheue sie sich auszusprechen, was sie denke. Aber sie gewann die Herrschaft über sich und sagte: Als ich in meiner gewohnten Umgebung war, däuchte mir mein Vorhaben so berechtigt, meine Plane schienen mir so leicht ausführbar, ich hatte ein ruhiges Gewissen, ich fühlte Muth, und jetzt . . .

Und jetzt? wiederholte ich.

Jetzt scheint mir die Welt sehr groß, sehr fremd! — Nicht einmal der Sorge kann ich Herr werden, daß Sie übel von mir denken! antwortete sie schnell und fügte dann hinzu: Aber wenn Sie wüßten, welchem Schicksale ich mich zu entziehen habe, welch ein Loos meiner wartete — Sie würden Mitleid mit mir haben.

Ich bedurfte dieser Anmahnung nicht, und als ich sie bat, mir zu vertrauen, sagte sie: Wir haben uns nie allein gesprochen, ich muß anknüpfen an die Tage unserer Jugend, um Ihnen verständlich zu sein. Als wir aus Deutschland zurückkamen, war ich dreizehn Jahre alt, und man brachte mich, wie es auch mit meiner Schwester geschehen war, in das Kloster der Engländerinnen. Ich wußte, daß ich bis zu meiner Verheirathung in demselben bleiben würde, denn auch meine Schwester hatte die guten Nonnen nur verlassen, um sich mit unserem Vetter zu verbinden, dem sie bestimmt war, und den sie seit ihrer Kindheit geliebt hatte. So jung ich war, hatte ich doch schon ihr Glück gesehen, und nach dem Tode ihres Gatten hatte sie es stets geliebt, mir von ihrem entschwundenen Glücke, von ihrer Liebe und Treue für den Gestorbenen zu sprechen, vielleicht weil ich die Einzige war, welche ihr nicht sagte, daß sie sich trösten und eine neue Ehe schließen müsse. Sie besuchte mich, da sie immer in Paris lebte, oftmals im Kloster, wir liebten einander sehr. Eines Tages, als sie wieder zu mir kam, schien sie mir trauriger als sonst, und ich fragte sie, was ihr geschehen sei.

Es ist mir nichts geschehen, versetzte sie. Meine Kinder sind wohl, aber — man wird Dich verheirathen!

Claudine machte eine kleine Pause, dann fuhr sie im Tone der Entschuldigung fort: Ich war damals sechszehn Jahre — was wußte ich von der Welt!

Ich fing an zu lachen bei den Worten meiner Schwester. Ach! rief ich, so werde ich also endlich dieses einsame Kloster verlassen und glücklich werden, wie Du es gewesen bist. —

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Der Gatte, den man Dir bestimmt, sagte sie, ist nicht, wie mein theurer Franz es war! Weil ich Dich beklage, hielt ich es für meine Pflicht, Dich darauf vorzubereiten. —

Ich war aus allen meinen Himmeln gestürzt. Ich beschwor sie, mir den Namen meines Zukünftigen zu nennen, sie verweigerte es, weil das nur unserer Mutter zustehe. Als wir uns darauf trennten, blieb ich in einer Angst und Sorge zurück, wie ich sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Acht Tage vergingen indessen, ohne daß irgend eine Nachricht von außen zu mir gelangte, und ich fing an, wieder Muth zu fassen, als eines Tages meine Mutter mit einem Herrn an das Gitter kam, der mir in seiner schwarzen Perrücke und mit seinen düsteren, zusammengewachsenen Augenbrauen sehr häßlich und älter als mein Vater erschien.

Meine Mutter sagte mir, daß er ein Freund meines Vaters sei, den er schätze, und der Antheil an mir nähme, und der Graf sagte mir, daß ich groß wäre, wie eine Frau, und daß ich sicher das Kloster nicht mehr nach meinem Geschmacke fände. Er unterhielt sich dann mit der Oberin, die meine Kenntnisse gegen meine Mutter lobte, und als er uns verließ, war ich überzeugt, den Vater meines Zukünftigen, nicht aber diesen selbst gesehen zu haben.

Damals war das Edikt wegen Aufhebung der Klöster bereits erlassen, und man fing die Ausführung desselben damit an, daß man die Pensionäre in ihre Familien zurückschickte. Eines Morgens langte denn auch für mich der Wagen meiner Eltern mit der guten Charpentier an, die meine Gesellschafterin werden sollte, und ich verließ meine Nonnen, um auf das Schloß meiner Eltern gebracht zu werden. Anfangs war ich sehr glücklich, zu Hause zu sein. Meine Eltern behandelten mich mit besonderer Güte, meine Gesellschafterin, die gute Louise, gefiel mir sehr, mein Unterricht bekam eine neue Wendung. Ich las die Dichter meines Vaterlandes mit meiner Mutter, und die englischen Dichter, die englischen Romane mit Louisen, die lange in England gelebt hatte, und eine höhere Welt ging mir damit auf. Hier fand ich alles wieder, was meine Schwester mir sonst von dem Glück der Liebe gesprochen hatte, nur daß es noch höher und schwungvoller war, und daß ich es jetzt ganz anders mit zu empfinden, mir anzueignen vermochte, als zuvor. Ich ersehnte mir selbst ein solches Glück, ich hatte ein Ideal, dem ich mich angelobte, dem ich nicht entsagen wollte.

Sie brach plötzlich ab, ihre Farbe wechselte, sie war verwirrt und konnte sich nicht zurecht finden. Ich erwartete, den Namen ihres Geliebten, meines Nebenbuhlers, zu vernehmen, aber sie fuhr leicht mit der Hand über ihre Stirn, erhob sich und sagte: Lassen Sie uns gehen! Es ist thöricht, von Zeiten zu reden, die vergangen sind! Lassen Sie uns gehen! Wir werden hoffentlich abreisen können!

Ich hatte versprochen, ihrem Willen zu folgen, ich folgte also, und wir brachen auf.

Zehntes Kapitel.

Wir fuhren in starken Tagereisen. Claudine wurde des Zusammenseins mit mir gewohnter, und ich war glücklich in ihrer lieben Nähe, glücklich, sie auf mich angewiesen zu denken. Die Anwesenheit ihrer Gesellschafterin störte mich darin nicht. Mademoiselle Louise hing mit einer Zärtlichkeit an ihrer jungen Herrin, die eben so viel von der Mutterliebe als von der Freundschaft einer Schwester an sich hatte, und die dabei doch niemals jenen Anstrich freiwilliger

Dienstbarkeit verlor, deren nur wirklich hingebende Naturen fähig sind. Claudine sprach oft von ihren Eltern, von ihrer verlassenen Heimat, und weil ich bemerkte, daß diese Erinnerungen sie immer traurig machten, so bat ich sie, nicht auf denselben zu verweilen.

Nein! entgegnete sie mir, lassen Sie mich nur! Auf diesen mich betrübenden Erinnerungen beruht mein Recht, mich der Herrschaft meiner Eltern zu entziehen, und ich muß mir immer wieder vorhalten, wie viel man mich hat leiden machen, um keine Reue über meinen Ungehorsam zu empfinden. Ich habe Ihnen neulich gesagt, fuhr sie an dem Tage nach einigem Ueberlegen fort, daß ich Anfangs sehr zufrieden war, im Vaterhause zu sein. Indeß, diese Zufriedenheit war nur von kurzer Dauer, denn nach kaum zwei Monaten kündigte meine Mutter mir an, daß man mich mit dem Grafen Lanteuil verheirathen, und daß er kommen werde, mein Wort zu empfangen. Ich spreche Ihnen nicht von meiner Verzweiflung darüber, nicht von dem Entsetzen, welches des Grafen kaltes, finsteres Wesen mir einflößte. Ich beschwor meine Mutter, von dem Gedanken abzustehen, ich flehte meinen Vater mit tausend Thränen an, mich nicht so unglücklich zu machen, ich erlangte keine Aenderung ihres Entschlusses. Mein Vater bedeutete mich, daß es eine Ehre für mich sein werde, den großen Namen der Grafen von Lanteuil zu tragen und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Meine Mutter war von meinen Bitten gerührt, aber sie hielt mir die Pflicht des Kindes vor, dem Vater zu gehorchen, die Pflicht des Weibes, sich für seine Familie hinzugeben. Sie vertraute mir, daß Unglücksfälle das Vermögen meines Vaters betroffen hätten, die ihn genöthigt haben würden den verkäuflichen Theil seiner Güter, das Erbe meiner jüngeren Brüder, zu veräußern, wäre der Graf ihm nicht zu Hülfe gekommen. Mein Vater befände sich in der Unmöglichkeit, mir eine Mitgift zu geben, und würde sich ebenso in der Unmöglichkeit befinden, der fälligen Forderung des Grafen zu genügen. Es sei also in jedem Sinne ein Glück für mich, daß der Graf mich zur Frau begehre, denn es sichere mir eine Zukunft, halte die Ehre unseres Hauses aufrecht und befreie meine Eltern von drückender Sorge. — Claudine unterbrach sich bei den Worten. Dann rief sie: Was brauche ich Ihnen mehr zu sagen? Man zwang mich zur Fügsamkeit! Ich fügte mich! — Ich wollte mich damit trösten, mich geopfert zu haben, ich wollte gehorchen, ich versprach es — aber ich bin es nicht im Stande, dieses Versprechen zu halten!

Ihre Wangen waren heiß geworden, ihre Augen leuchteten vor Erregung. Sie ergriff die Hand ihrer Gefährtin. Ohne sie, sagte Claudine, ohne diese treue Hand, hätte ich jene Tage nicht überstanden, lebte ich nicht mehr! — Ein leichter Schauer flog über ihre Glieder, indeß sie unterdrückte ihn, und entschlossen, sich mir völlig mitzutheilen, fuhr sie fort: Ich hatte damals keinen Vertrauten. Meine Mutter gehorchte meinem Vater aus Ueberzeugung und aus Pflichtgefühl,



Claudine saß mir im Wagen gegenüber. Sie hatte den Kopf leise zurückgelehnt, daß ihr schönes Antlitz, vom Monde beleuchtet, sich gegen das dunkle Kissen deutlich abzeichnete

meine Schwester gehorcht aus Schwäche Jedem, der ihr befiehlt, denn sie ist krank. Meine Brüder haben es immer sagen hören, daß sie die Stützen unseres Hauses sind, wir Schwestern kamen daneben nur wenig in Betracht. Sie wünschten mir Glück zu meiner Heirath, und Niemand hatte ein Herz dafür, daß es die Entwürdigung des Weibes sei, daß man seine Menschenrechte unter die Füße trete, wenn man es zwinge, sich einem verhaßten Manne zu verbinden. Niemand dachte daran, wie ich diesen Stolz der alten Geschlechter, wie ich diesen Adel verabscheuen mußte, den aufrecht zu erhalten bestimmt war. Niemand überlegte, wie ich mich innerlich von denen abwenden mußte, die mich ihren eigenen Interessen fühllos zum Opfer bringen konnten!

Claudine hatte das mit einer Schärfe und Bitterkeit gesprochen, die ich

aus ihrem Munde zu hören nicht für möglich gehalten. Sie bemerkte das und meinte: Ich scheine Ihnen heftig, ich scheine Ihnen ungerecht! — Aber ich habe oft gedacht, wenn man die Härte des Volkes in unseren Sälen verdammte: man wird es gezwungen haben, hart zu werden! Und indem ich selbst die Ausbrüche seiner Wuth mit Grausen gewahrte, fühlte ich Mitleid mit dem Volke, denn man ist sehr unglücklich, wenn man sich empören muß!

Sie sprach an dem Tage immer in abgerissenen Sätzen, ihre Erinnerungen mußten lebhafter sein als sonst, und ich wagte es nicht, sie zu stören. Denn wie die Geliebte mich sonst durch ihre Sanftmuth bezauberte, so riß sie mich nun vollends hin, da die Tiefe ihres Wesens sich mir zum ersten Male offenbarte. Und ich hätte sie nicht lieben, ich hätte nicht selbst von dem Geiste jener Zeit ergriffen sein müssen, hätte ihr Entschluß zu fliehen, mir nicht bewundernswerth und groß erscheinen sollen.

Auf meine Frage, wann derselbe in ihr zur Reife gekommen sei, antwortete sie: Am Anfange dachte ich nicht an Flucht, ich dachte nur an den Tod. Ich flehte zu Gott, daß er mein Leben enden möge, und an dem Tage, an welchem man meine Hochzeit festgesetzt hatte, weil der Graf Frankreich zu verlassen wünschte, wie unsere Prinzen es gethan, an dem Tage, — ich weiß nicht, wie ich Ihnen dieses Geständniß machen soll, — an dem Tage würde ich mein Leben beendet haben, ohne die rettende Hand meiner Louise, meiner zweiten Mutter, meiner Schwester!

Sie umarmte dabei ihre Gefährtin, und ehe diese es hindern konnte, hatte Claudine sich herabgeneigt, ihre Hände zu küssen, sei es, daß dankbare Erinnerung sie dazu antrieb, oder daß sie mir den Anblick ihrer Verwirrung und ihrer Reue verbergen wollte.

Es entstand eine lange Pause. Ich war von diesem Bekenntniß der Geliebten erschüttert, wie sie selbst. Meine Phantasie sah sie todt, sah ihre Schönheit als Leiche entseelt, und voll von diesen Vorstellungen rief ich: Schwören Sie mir, daß Sie nie wieder solch entsetzlichem Gedanken in Ihrem Innern Raum geben wollen. Schwören Sie mir, daß Sie leben wollen — — ich konnte nicht weiter reden. Ich hatte sie anflehen wollen, für mich zu leben, ich durfte dieses nicht wagen, ohne meinem geleisteten Versprechen untreu zu werden, und ohne recht zu wissen, was ich that, sagte ich: Wie konnten Sie an eine so untugendhafte Handlung denken, wie kam eine solche Sünde gegen Gottes Gebote in Ihr Herz?

Sie sah mich ernst und fest an, und mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen habe, sprach sie: Ich sehe, Sie sind nie unglücklich gewesen! Bewahre der Himmel Sie davor, daß Sie es lernen, wie man zum Verbrechen sich hingedrängt findet, daß Sie es nie erfahren, wie der Moment gewaltig ist, in welchem sich uns der Blick eröffnet auf ein langes Leben voller Verzweiflung!

Ihr Ton war so traurig, ihre Stimme klang so prophetisch, daß ich davor verstummte. Claudine war jünger als ich, aber sie übte in dem Augenblicke eine große Herrschaft und Ueberlegenheit über mich aus, und ich fühlte in meinem Herzen einen Schmerz, eine Angst, einen Schrecken, die noch stärker waren, als die Erschütterung, welche ich durch Claudinens Erzählung erlitten hatte, es rechtfertigen konnte. War es eine Ahnung, daß auch ich einst auf ähnlichem Punkte stehen, daß auch ich mich fortgerissen finden würde zum Verbrechen? zum Verbrechen aus Verzweiflung? aus Entsetzen vor der langen Zukunft ohne sie? — —

Wir waren in Havre angekommen. Der Hafen lag voll Schiffe, aber es war schon seit zwei Tagen völlige Windstille eingetreten, die Schiffe lagen regungslos vor Anker, keines ging in See, wir mußten warten — warten in banger Sorge, warten in stiller Angst.

Aber die Windstille, die uns umgab, die stille Sorge, in welcher wir äußerlich lebten, waren nur schwache Bilder des Zustandes, in welchem ich selber mich befand. Ich hatte das Vertrauen von Mademoiselle Charpentier gewonnen. Von ihr hatte ich erfahren, wie sie meine Geliebte einst entdeckt, schon halb entseelt vom Kohlendampfe, wie sie sie zurückgerufen in das Leben und von ihr das Versprechen erlangt habe, ihr Dasein niemals wieder anzutasten. Sie erzählte mir, wie sie ihre junge Herrin in ihr Herz geschlossen, wie sie derselben, um sie von dem Gedanken des Todes abzuziehen, geschworen habe, ihr im Nothfalle selbst zur Flucht zu helfen und sie niemals zu verlassen, wenn Claudine sich nicht entschließen könne, des Grafen Frau zu werden, und wie sie beide dann endlich lange genug zu Rathe gegangen wären, ehe sie es gewagt hätten, mich in das Geheimniß zu ziehen.

Claudine hatte mir niemals gesagt, welche Plane sie für ihre Zukunft entworfen, und es wäre mir unmöglich gewesen, sie darum zu befragen. Es lag etwas so Hohes und so Ungewöhnliches in ihrem ganzen Wesen, daß man, wenn man sie anblickte, den Gedanken an eine irdische Nothdurft vergaß. Sich diese ätherische Gestalt auf eine Arbeit gebückt, diese Hände für das tägliche Brod schaffend vorzustellen, war kaum möglich. Dennoch trug die vornehm Gewöhnte sich mit diesem Plane. Dennoch war sie gesonnen, wie ihre Gefährtin mir vertraute, unter der Anleitung und dem Beistande derselben ihr Brod zu gewinnen, und die Fertigkeit der beiden Frauen in künstlicher Arbeit sollte ihnen die Mittel dazu bieten. Mademoiselle Charpentier wollte den Verkehr mit den Käufern besorgen, Claudine in stiller Verborgenheit arbeiten, und jene versicherte mir, sie hätten Stunden, in denen Claudine mit einer Art von Freude an die Freiheit und Zurückgezogenheit denken könne, welche sie zu suchen ging, und zu finden hoffte.

Ich hingegen, dessen Seele voll Leidenschaft war, ich konnte nicht glauben,

nicht verstehen, daß Claudine solcher Opfer fähig sei, wenn nicht die Kraft einer verborgenen Liebe ihr dazu ihren Beistand leihe, und ich drang in ihre Gefährtin, mir den Gegenstand derselben zu nennen. Ich versicherte ihr, das Geheimniß ihrer Herrin solle in meiner Brust für ewig verborgen sein, und da alle meine Bitten vergeblich blieben, da alle meine Vorstellungen von ihr mit der Entgegnung abgewiesen wurden, daß Claudine kein Herzensgeheimniß habe, vermehrte dies meine Unruhe, statt sie zu besänftigen. Bald hoffte ich, daß in einem freien Herzen meine Leidenschaft Liebe erwecken müsse; bald schlug mich der Gedanke nieder, daß Claudine sich nicht an mich gewandt haben würde, wenn irgend ein anderes Gefühl als das einer freundlichen Erinnerung sie für mich belebte. In einer Stunde wollte ich in enthusiastischer Ergebenheit und Entsagung ihr, der Hochgeborenen, meine Liebe verschweigen, damit sie meine Dienste sich unbesorgt gefallen lasse; in der folgenden Stunde verspottete ich die Standesunterschiede, welche vergangene Zeiten aus selbstsüchtigen Zwecken zwischen den Menschen aufgebaut hatten, und fühlte mit stolzer Freude meine reine, glühende Liebe für dieses schöne Mädchen, als mein Mannesrecht. Und stand ich dann vor ihr, sah ich in ihr sanftes, blaues Auge, sah ich die süßgeschwellten Lippen und die weiße, ernste Stirn, die in sich so Schweres schon erwogen hatte, die so Schweres auf sich nehmen wollte, so schmolz mein ganzes Denken und Wollen dahin in gerührter, anbetender Liebe, und ich verlangte nichts weiter in der Welt und von dem Leben, als ihre Stimme zu vernehmen, als Claudinen sorglos und glücklich zu wissen.

Elftes Kapitel.

Drei Tage hatten wir schon gewartet. An jedem Abende begaben wir uns hinaus nach dem Hafen, zu sehen, ob noch kein Wind die leichten Flaggen auf der Spitze der Masten bewege, ob das Schiff, das uns gemeinsam in die Ferne führen sollte, noch immer auf seinem alten Platze liege. Auch am vierten Abende gingen wir hinaus.

Der Tag war sehr heiß gewesen. Kein Luftzug regte sich, als wir uns auf den Weg machten. Ich führte Claudinen am Arme, durch die Stadt voll bewegten Treibens kamen wir an den Hafen hinaus. Die Sonne stand, da man in der Mitte des Sommers war, noch sehr hoch am Himmel, aber sie war von Wolken verdunkelt, die ihren Schatten hernieder warfen auf die breiten Quais. Mitten durch Wagen, von denen man Fässer ablud, mitten durch Arbeiter, welche von den Schiffen Produkte an das Land, oder vom Lande Waaren in die Schiffe trugen, durch das Drängen und Zurufen der Eilenden,

über die Taue und Ketten hinweg, welche die Schiffe an die Pfähle banden, leitete ich die Geliebte vorwärts, die mir nie zarter und holdseliger erschienen war, als hier, wo rauhe Arbeiter und eine achtlose Menge sie umgaben. Aber was Andere an ihrer Stelle vielleicht beängstigt haben würde, das erheiterte Claudinen und reizte ihre Neugier. Ihr Sinn war auf ferne Länder und fremde Welttheile gerichtet, sie fragte um Vieles, ich gab ihr Bescheid. Ich erzählte von den Reisen, welche meine Brüder nach Amerika gemacht hatten, von meinem Verlangen jenen Erdtheil ebenfalls kennen zulernen, und Claudine sprach von ihrer Tante, einer schönen Creolin, welche die Sehnsucht nach ihrem Heimatlande, nach der lieblichen Isle de France niemals verloren hatte. So waren wir aus den Reihen der Schiffe und aus dem Hafen an das offene Meer hinausgekommen, das sich vor uns aufthat mit seiner unerfaßbaren Weite und Majestät.

Es war ein Gewitter im Anzuge, aber noch war Alles still. Ein schwarzer Streif gränzte am Horizonte die ruhenden Wassermassen gegen den Himmel ab. Schwere Wolken stiegen im Westen, von der Sonne glühend durchleuchtet, aus dem Meere empor, die Möven schossen unruhig durch die Luft und über das Wasser hin, daß man kaum ihrem blitzgezackten Fluge folgen konnte, wenn sie mit ihren silberweißen Flügeln die Fluth der Wellen berührten, die sich allmälig hoch und höher zu heben begannen, während ein sprühender, flüchtiger Schaum auf ihrem Rücken bemerklich wurde. Ein fernes Grollen ließ sich vernehmen, ohne daß man sagen konnte, ob es aus der Tiefe stamme oder aus der Höhe, und alles verkündete einen nahen Sturm.

Claudine hatte das Meer noch nie in seiner Erregung gesehen, und wie in Anbetung versunken, mit gefalteten Händen, stand sie neben mir. Der Wind fing während dessen an, sich zu erheben, ihr blondes Haar, ihr leichtes Gewand, flogen unter seinem Hauche. Ich mahnte zur Heimkehr, sie verlangte noch zu bleiben. Ein Paar Schiffe, die, in der Ferne sichtbar, alle ihre Segel aufgesetzt hatten, den Hafen vor Ausbruch des Gewitters zu erreichen, einige Fischerkähne, die näher zum Ufer mit angstvoller Hast demselben zusteuerten, hatten ihre Aufmerksamkeit gefesselt, ich aber beachtete das alles wenig, ich war solcher Scenen gewohnt. Ich sah nur sie, nur ihr helles, flatterndes Haar, ihre schlanke Gestalt, deren herrliche Form die bewegten Gewänder mir verriethen, und wie wir so neben einander waren an dem Ufer des aufbrausenden Weltmeeres, kam mir auf natürliche Weise die Erinnerung an jene Tage, in welchen wir einst die zärtlichen Leiden und Freuden von Paul und Virginie gelesen hatten, und unwillkürlich rief ich aus: Ach, daß sie für ewig vorüber sind, jene Tage der glücklichen Kindheit!

Claudine blickte mich an, eine sanfte Rührung glänzte in ihren Augen, und mit mildem Tone sagte sie: Wie stark solche Erinnerungen sind! Auch

ich dachte daran, wie wir einst bei einander saßen in dem kleinen Gartenhause, wie wir uns freuten mit Paul und mit Virginie, wie ihr tragisches Ende unsere Herzen bewegte . . .

Ich ließ sie nicht vollenden. Claudine! rief ich, Sie dachten daran? Sie haben es nicht vergessen?

Eine leuchtende Hoffnung zuckte in mir auf, ich ergriff ihre Hand, sie wandte ihr Antlitz von mir, aber ich fühlte, wie ihre Hand in der meinigen zuckte, ich sah, wie ihr schneller Athem ihren Busen hob, und hingerissen sagte ich: Dieser Augenblick wird uns nicht wiederkehren, wie jene Tage der Kindheit uns nicht wiederkehrten. Morgen, Claudine, morgen, wenn der Wind, der sich jetzt erhebt, die Segel unseres Schiffes schwellen wird, wenn wir diesen Boden Ihres Vaterlandes verlassen haben werden, dann Claudine, dann thut eine neue Welt sich für uns auf! dann — Ich konnte nicht weiter reden, ich wußte sie nicht vorzubereiten auf das, was mich einzig belebte, und ihren schlanken Leib in meine Arme ziehend, flehte ich: O, finde Deine Heimat an meinem Herzen, finde Deine Heimat in meinen Armen, in den Armen des Jünglings, der Dich liebte, seit er Dich zuerst erblickte, dem Dein himmlisches Bild ein Schirm und Schutz gewesen ist, bis auf diese geheiligte Stunde!

Meine ganze Seele hatte ich in die Worte gelegt, aber Claudine schauerte in sich zusammen, machte sich sanft aus meinen Armen los, und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während sie sich auf einige Balken niedersetzte, die als Reste eines gestrandeten Schiffes aus dem Ufersande hervorragten. Ich war wie vernichtet, als sie mich verließ. Ich folgte ihr nach, ich kniete vor ihr nieder, ich beschwor sie, zu mir zu sprechen. Sie schüttelte das Haupt. Endlich, als sie es fühlte, wie meine Thränen auf ihre Hände niederflossen, sagte sie: Gott, mein Gott! warum liebe ich ihn so sehr!

Ich traute meinen Sinnen nicht. Ich vermochte nichts, als ihren Namen zu rufen in der Wonne meines Herzens; aber ich umschlang sie auf's Neue, ich bedeckte sie mit meinen Küssen und sie wehrte mir nicht. Sie hing voll Zärtlichkeit an meinem Halse, sie war beseeligt, wie ich selbst.

Mit einem Male ließ sie mich los.

Es ist genug! sagte sie, genug für ein ganzes langes Leben!

Ich verstand sie nicht, ich wollte sie nicht lassen. Ihre Miene und ihre Stimme hatten aber etwas Feierliches, das mich beherrschte, und ihre Hände auf meine Schultern legend, sagte sie: Weil ich Dich lieben werde mein Leben lang, wie Du mich geliebt hast Dein Leben hindurch, darum soll diese Stunde uns genug gethan haben für alle Zeiten! Niemand außer meinem Gott kennt meine Liebe für Dich, und ich hatte mir gelobt, daß auch Du sie niemals kennen solltest. In der Stille meines Herzens wollte ich mich ihr erhalten, ich wollte sie nicht entehren in den Armen eines Anderen. Aber ich hätte Dich nie

um Beistand angefleht, hätte ich gewußt, daß diese Flamme auch in Deinem Herzen brennt, hätte ich geglaubt, daß Du mehr für mich fühltest, als eine mitleidige Freundschaft.

Ich wußte ihr nichts zu entgegnen, denn das Unerwartete befängt unseren Sinn. Ich kannte ihr stolzes Selbstgefühl, ich kannte die große Zartheit ihres Empfindens, ich begriff also den Kampf und das Widerstreben in ihrem Innern; aber ich wußte, daß meine Liebe den Sieg davontragen würde über ihre Vorsätze, weil ihr eigenes Herz mein heimlicher Bundesgenosse war. Und obschon ich dies wußte, war ich traurig wie sie selbst, mahnte ich selbst sie zum Aufbruch; denn der Abend sank herab, das nahende Gewitter verdunkelte ihn mehr und mehr, der Wind wehte heftig, und die Wellen fingen an, sich so hoch zu thürmen, daß sie weit und gewaltig dahin flossen, wenn sie sich auf dem Sande brachen, und das Ufer überspülten.

Claudine fröstelte vor den Stößen des Windes, ich zog sie an mich, sie zu schützen, ich hob sie und trug sie über die Stellen, die das Wasser schon erreicht hatte.

Sie ließ es sanft und still geschehen, aber ihre Traurigkeit wich nicht von ihr. So erreichten wir unsere Wohnung, so geleitete ich sie an ihr Zimmer. Ich wollte ihr in dasselbe folgen, wie ich sonst auf der Reise hier und da gethan, sie ließ es nicht zu. Vor ihrer Thür gab sie mir die Hand: Lebe wohl! sagte sie, und denke, daß dieser glückliche Tag nicht wiederkehrt!

Der Sturm währte die Nacht und den folgenden Tag und noch die nächste Nacht. Ich hatte Claudinen wieder gesehen, aber nur in Gegenwart ihrer Gefährtin, und sie war ruhig und schweigsam gewesen. Mademoiselle Charpentier glaubte, daß sie den Abschied von Frankreich fürchte, denn den nächsten Morgen sollten wir in See gehen. Claudine widersprach dieser Voraussetzung nicht.

Am Abende, bei der Mahlzeit, die wir immer gemeinsam genommen hatten, weil wir für Geschwister galten, fing sie von der Reise zu reden an. Ich hatte die Damen mit den Pässen, welche der Herzog in meinen Händen gesehen, auf ein englisches Schiff einschreiben lassen, und diesem Schiffe hatten wir auch die Kiste übergeben, welche den Schmuck Claudinens und die ihrer Tante bestimmten Papiere enthielt. Sie war an die Tante adressirt und wir durften darauf rechnen, daß sie dieser zu Händen kommen würde auch ohne daß Claudine und ihre Gesellschafterin England erreichten. Damit war die Möglichkeit einer Entdeckung erschwert, wenn man Claudinen zu vermissen anfing, und ich hatte für mich und die Frauen Plätze auf einem nach Amsterdam bestimmten Schiffe bestellt. Alles war vorbereitet, die englische Brigg hatte den Hafen bereits verlassen, und jetzt erst erklärte mir Claudine, daß sie nicht mit mir reisen, daß sie bleiben, und eine andere Gelegenheit erwarten wolle. Ihre Gefährtin konnte diese Sinnesänderung nicht verstehen. Meine Bitten, meine Vorstellungen,

Claudinens Entgegnungen, meine Leidenschaft und der Geliebten bange Thränen klärten ihr das Räthsel auf, und enthüllten ihr zugleich unser Geheimniß, unsere Liebe. Ich verlangte Beistand von ihr, sie war rathlos wie ich selbst.

Mit aller Beredsamkeit, welche mir zu Gebote stand, drang ich in Claudinen, mir ihre Zukunft zuzusagen. Ich sprach ihr von der Liebe, welche meine Mutter für sie gehegt, ich erinnerte sie an die Freundschaft, welche zwischen derselben und der Herzogin bestanden, ich malte ihr die Nachsicht und Zärtlichkeit aus, die mein Vater mir immer bewiesen, und ich gedachte auch des Ansehens, welches er in unserer Heimat genoß, und das uns zum Schutz und Schirme werden konnte. Sie hörte das alles mit an, ohne daß es ihre Meinung änderte. Ich fragte sie, ob sie meinen Worten nicht glaube, ob sie mir selber nicht vertraue?

Ich glaube und vertraue Ihnen wie mir selbst! antwortete sie mir; aber obschon Sie älter sind, als ich, haben Sie noch nicht erfahren, was die Familie ist. Auch meine Eltern liebten mich, auch meine Mutter hat ein sanftes Herz, auch ich habe ihre Güte und Nachsicht genossen. Hat das sie gehindert mich ihren Zwecken aufzuopfern? — Und wenn Ihre Liebe in mir auch keinen Fehl entdeckt, fuhr sie lebhafter fort, wenn Sie, theurer Emil, mich werth halten, Ihre Gattin zu werden, wenn ich selbst meine höchste Glückseeligkeit darin fände, Ihre Familie wird in mir nichts erblicken als die ungehorsame Tochter, die ihren Eltern entflohen ist! Ihrer Familie werde ich nichts sein, als ein Mädchen, das sich Ihnen aufgedrungen hat. Man wird mich nicht aufnehmen, wird mich den Meinen zurückgeben wollen, und ich habe mein Vaterhaus nicht verlassen, um Zwietracht in das Ihre zu bringen, um mit Schande bedeckt zu meinen Eltern zurück zu kehren! Der Tag wird kommen, an dem Sie mir es danken werden, schloß sie, daß meine Liebe für Sie mich bewog, von Ihnen zu lassen und Ihnen zu entsagen!

Was ich auch thun mochte, ihren Sinn zu ändern, es gelang mir nicht. Ich fand sie zärlich und voll sanfter Freundlichkeit, aber fest entschlossen sich von mir zu trennen. Endlich bewegte ich sie, wie es vorher festgesetzt worden war, nach Holland abzureisen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich noch in Havre bleiben, und mit dem nächsten Schiffe, welches nach Deutschland gehen würde, in meine Heimat zurückkehren sollte. Wie der Tag uns verging, wie wir uns trennten, ich weiß es nicht mehr. Wie ich versprechen konnte, sie nicht aufzusuchen, sie niemals wieder zu sehen, ich begreife es jetzt nicht; denn nur die Jugend ist solcher Opfer fähig. Ich wünschte so sehr ihr meine Liebe zu beweisen, daß ich ihr alles zugesagt haben würde, was sie von mir fordern konnte; denn großer Schmerz bannt die Seele so an den Augenblick fest, daß sie nicht über ihn hinaus zu denken vermag, und daß sie sich Alles zutraut.

Als der andere Tag seine Höhe erreicht hatte, war ich allein. Ich befand



Ihren schlanken Leib in meine Arme ziehend, flehte ich: O, finde Deine Heimat an meinem Herzen, finde Deine Heimat in meinen Armen!

mich in dem Zustande eines Menschen, dem eine himmlische Erscheinung zu Theil geworden ist. Ich ging unter den anderen Sterblichen umher, und Niemand konnte ahnen, was mich von ihnen schied, was mich über sie erhob. Ich war so erfüllt von meinem Glücke und von ihrem Bilde, daß ich mein Alleinsein gar nicht empfand. Erst als ich sie auf dem hohen Meere wußte und vollends, als ich mir sagen konnte, daß sie in Holland angekommen sein werde, fing ich an, sie zu vermissen, die Entfernung zu empfinden, um sie zu

sorgen, und meine Lage ohne sie unaushaltbar zu finden. Ich schalt ihre Mäßigung und meine Nachgiebigkeit eine Schwäche, ich beschloß, ihr nachzueilen: aber kein Schiff ging nach Holland ab, und da mein Verlangen nach ihr und meine Angst um sie mir keine Ruhe ließen, gab ich alle meine Pläne, alle meine Versprechungen auf, kehrte mit der Post nach Paris zurück, wo ich es sorgfältig vermied, mich zu zeigen, und erreichte ohne alle Hindernisse, wenn auch langsam von dort aus die holländische Gränze.

Zwölftes Kapitel.

Es war spät am Abende, als ich auf dem Polizei-Bureau von Amsterdam die Wohnung der beiden Frauen aufgefunden hatte. Der Tag war regnerisch gewesen, die Canäle sahen trübe aus, die Wege an den Grachten dampften eine dumpfe Feuchtigkeit aus, die ganze Luft hing voll Nebel, daß die Straßenlaternen weite Lichtkreise um ihre trüben Flammen verbreiteten; und das Volk, das sich eilig und still durch die Straßen bewegte, schien sich nur zu hasten, um sich dieser unheimlichen Atmosphäre schleunigst zu entziehen. Unwillkürlich dachte ich an das luftige, helle Faubourg St. Germain, an das Hotel des Herzogs, und der Gedanke, daß Claudine dies alles aufgegeben habe aus Liebe zu mir, schwellte mir das Herz mit Rührung und mit Entzücken.

Unten in dem Hause, welches sie bewohnte, war ein Tabakladen. Ich trat in denselben ein und fragte, ob Madame und Mademoiselle Dubois hier wohnten. Die Frau, welche das Geschäft besorgte, sah mich mißtrauisch an. Es wohnen seit einer Woche ein paar Französinnen hier, aber es sind anständige Frauen, die keine Besuche empfangen! gab sie mir zur Antwort.

Ein Schreck kam über mich, ich bedachte zum ersten Male, in welch bedenkliche Lage die Geliebte gerathen konnte, alles Blut stieg mir nach dem Kopfe, und dem beleidigenden Verdachte vorzubeugen, sagte ich schnell: Ich bin ein Verwandter der Damen, wo wohnen sie? — Vier Stiegen hoch zur Rechten! entgegnete die Wirthin, und ich hörte, wie sie, als ich mich entfernte, sagte: Honnette Verwandte pflegen die Wohnung zu wissen, und nicht bei Nacht und Nebel zu kommen!

Ich eilte die Treppen hinauf, ich stand an der bezeichneten Thüre, sie war niedrig und eng. Ich hielt den Drücker in der Hand, ich wagte kaum zu klopfen. Ich fühlte eine Scheu, sie in der niedrigen Umgebung zu erblicken, ich wußte nicht, wie sie mich aufnehmen würde, da sie mir verboten hatte, ihr zu folgen, und doch konnte ich den Augenblick nicht erwarten, in dem ich sie wiedersehen würde.

Es war ganz dunkel auf dem Flur. Als ich die Thüre öffnete, schwamm es mir vor den Augen, und doch konnte das sparsame Licht des Zimmers mich nicht blenden. Ich blieb wie gefesselt, ich blieb beklommen stehen. Es war ein Moment, ein kurzer, flüchtiger Moment, denn in dem nächsten hing sie an meinem Halse, preßte ich sie an mein Herz, lag ich zu ihren Füßen.

Ich wußte nicht, was ich that, sagte sie unter Thränen, als ich Dich bat, mich zu verlassen! Ich wußte es nicht, daß ich nicht leben kann, ohne Dich zu sehen!

Wir kannten unseres Glückes kein Ende, wir schwuren uns, einander zu gehören für Zeit und Ewigkeit, und wir haben einander Wort gehalten.

Bei guter Zeit verließ ich den Abend das Haus. Ich kam früh am anderen Tage wieder. Seit sie mir zugesagt, mein Weib zu werden, war ein neuer, ein anderer Sinn in mir aufgegangen. Die Sorge für das Schicksal einer geliebten Frau reift den Jüngling zum Manne.

Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen, aber ich war weit davon entfernt gewesen, mich wie sonst in wachen, süßen Träumen zu wiegen. Ich hatte die Stunden in ernstem Ueberlegen zugebracht, und weil ich Claudinen schon jetzt als die Meine ansah, weil ihre Ehre die meinige war, beschloß ich, sie sobald als möglich zu verlassen. Ich wollte versuchen, wie und wo ich eine Heimat für uns finden, und ob ich meine Eltern nicht allmälig für unsere Wünsche zugänglich machen könne.

Claudine stimmte mir bei, wir trennten uns zum zweiten Male, und ich setzte meine Reise nach meiner Vaterstadt fort.

Ich hatte mein Vaterhaus als ein Jüngling von siebzehn Jahren verlassen, ich stand in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, da ich es wieder betrat. Ich war es gewöhnt worden, für mich selbst zu denken und zu handeln, jetzt fühlte ich mich plötzlich der Herrschaft meines, keinen Widerspruch ertragenden Vaters, der Bevormundung meiner älteren Brüder gegenüber, die mich mit Fragen über mein bisheriges Treiben, mit Rathschlägen für meine Zukunft bestürmten. Daß ich meiner Absicht, Landwirth zu werden, entsagen sollte, darüber waren wir schon brieflich einig geworden, als ich England verlassen, und mich nach Frankreich zu meinem Onkel begeben hatte; aber jetzt zeigte es sich, daß man über meine nächsten Jahre schon bestimmt, und daß man mich meinem Bruder zum Gehülfen zugedacht hatte, der eine Commandite unseres Hauses in Petersburg begründen sollte. Man behandelte mich dabei wie einen Menschen, der noch keinen eigenen Willen, keine eigenen Plane haben konnte, und ich selbst dachte doch daran, mir einen eigenen Heerd, eine eigene Familie zu gründen. Daß es nicht thunlich sei, in diesem Augenblicke mit meinen Absichten offen gegen meinen Vater hervorzutreten, wußte ich nur zu gut. Ich suchte also Zeit zu gewinnen, ich sprach mit meiner Mutter von einer heimlichen Liebe, deren

Gegenstand ich ihr noch nicht nennen könne. Meine Mutter hatte mich fünf Jahre entbehrt, unsere Eintracht, unser Einverständniß waren noch immer innig, und sie erlangte es, daß ich um ihretwillen in dem Hause meines Vaters arbeiten, mit dem von meinem Onkel ererbten Vermögen als stiller Theilnehmer in die Handlung treten, und in ihrer Nähe bleiben konnte, während ein fremder Gehülfe meinem Bruder nach Rußland mitgegeben ward.

Ich hatte nun einen Stand, ich hatte Aussicht auf eigenen Erwerb, ich war in meiner Heimat, aber ich fühlte mich ihr nicht angehörend. Ohne Rast und Ruhe verbrachte ich meine Tage, bis ein Brief Claudinens mir eine Stunde der Erleichterung gewährte, und meine Mutter hätte nicht ein Mutterauge haben müssen, hätte der Zustand ihr entgehen können, in welchem ich lebte. Mehrmals schon hatte sie sich bemüht, mein Vertrauen zu erhalten, aber ich kannte ihre und meines Vaters Grundsätze zu genau, ich wußte zu entschieden, wie Jeder von ihnen, von seinem Standpunkte aus, über die unumschränkten Rechte der Eltern über ihre Kinder dachte, um mich voreilig zu verrathen. So oft auch die Angelegenheiten der herzoglichen Familie, oder die Weise, in welcher ich die Flucht der Tochter bewerkstelligen geholfen hatte, zwischen uns und mit Freunden besprochen worden waren, hatte ich mein Geheimniß doch sorgfältig gehütet.

Da gelangte im September eines Tages durch den pariser Correspondenten meines Vaters, durch den Consul, der mir zu Claudinens Flucht behülflich gewesen war, die gelegentliche Nachricht zu uns, daß der Herzog, bei dem Sturme des Volkes auf die Tuilerien, in der Vertheidigung seines Königes sein Leben verloren, daß die Herzogin wenige Tage später dem Schrecken über dieses Ereigniß, dem Grame über ihren Verlust erlegen sei.

Ich befand mich bei meiner Mutter, als mein Vater ihr diese Kunde brachte. Die Empörung des Letzteren, die Trauer der Ersteren machten es möglich, daß meinen Eltern mein Entsetzen, meine Verwirrung entgehen konnten. Der Gedanke an Claudinens Lage, wenn diese Botschaft sie unvorbereitet treffen sollte, sträubte mir das Haar auf dem Kopfe, und doch — so eigensüchtig ist das Menschenherz — doch empfand ich selbst in diesem schreckensvollen Augenblicke eine Art von Erleichterung und Freude durch die Vorstellung, daß Claudine ihrerseits nun der elterlichen Herrschaft entrissen, daß sie frei sei. Aber das zuckte nur wie ein grelles Licht durch mein Gehirn, und die zärtlichste Angst und Sorge um den Schmerz der Geliebten nahmen mich schnell wieder gefangen.

Mein Vater ging bald von uns, meine Mutter dachte mit Thränen der gestorbenen Freundin. Sie beklagte es, daß dieselbe es verschmäht, Zuflucht bei ihr zu suchen, als es noch Zeit gewesen war, sie sprach liebevoll von ihr, und in ihren Klagen tönten die Worte: Arme, unglückliche Claudine! von ihren Lippen.



Als ich die Thüre öffnete, schwamm es mir vor den Augen, und doch konnte das sparsame Licht des Zimmers mich nicht blenden. Ich blieb wie gefesselt, ich blieb beklommen stehen.

Vor diesem Laute, vor diesem Namen schmolzen alle meine Vorsätze, schmolz meine Festigkeit dahin. Ein unwillkürlicher Ausruf entrang sich meiner Brust, ich warf mich in einen Sessel und weinte schmerzlich. Meine Mutter sah mit Erstaunen auf mich hin. Sie stand auf, trat an mich heran und legte ihre Hand auf meine Schulter. Sie mochte erwarten, daß ich sprechen sollte, aber ich vermochte es nicht. Da hob sie mit leiser Bewegung mein gebeugtes Haupt empor, wie sie es oft gethan in meiner Kindheit, wenn sie meinen Unmuth besänftigen wollte, und sagte mit ihrer milden Stimme, die niemals ihre Wirkung

auf mich verfehlte: Du hast sie sehr geliebt, die kleine Claudine, als Du noch ein Knabe warst, und Du hast es, wie ich sehe, nicht verlernt, sie zu lieben, mein armer Sohn!

Sie ist mein Leben! rief ich aus, und daß ich jetzt, jetzt nicht bei ihr bin, daß ich nicht da bin, ihre Thränen zu trocknen ...

Meine Mutter ließ mich nicht vollenden. Unglücklicher, was sprichst Du! warnte sie mich. Die Tochter des Herzogs, die Gattin des Grafen von Lanteuil! was sprichst Du, mein Emil!

Meine Gattin wird sie werden, meine! rief ich, Alles vergessend, aus, wer lebt jetzt noch, der ihr gebieten könnte ...

Und wieder unterbrach mich meine Mutter. Mein Sohn, sagte sie, laß solche wahnsinnige Gedanken nicht aufkommen in Dir und nicht zu Worten werden, ich bitte Dich darum! Du sprichst von einem Ehebruche! —

Ihr angstvoller Ton brachte mich zur Besinnung, ich schwieg. Meine Mutter setzte sich zu mir, sie faßte meine Hand. Das also war der Kummer Deines Herzens, das war Dein schwermüthiges Aussehen, Deine Unruhe, mein Emil? fragte sie mit dem Tone sanften Trostes. Ach, es muß hart sein zu entsagen, wenn man jung ist wie Du!

Ich konnte ihr nicht gleich antworten, ich wußte nicht, was ich ihr entgegnen sollte. Endlich trug mein Verlangen nach Wahrheit den Sieg davon, und ich erklärte, daß ich Claudinen nie entsagen würde, weil ich ihrer Liebe sicher sei.

Die Bestürzung meiner Mutter wuchs mit jedem meiner Worte.

Ich stand auf dem Punkte, ihr Alles zu entdecken, nur die Besorgniß, sie wider ihren Willen zur Vertrauten zu machen, hielt mich davon zurück, als ich bemerkte, daß der ganze Ausdruck in ihren Zügen sich verändert hatte. Sie saß nicht mehr an meiner Seite, sie stand neben mir und hatte ihre Hand auf den Tisch gestützt. Ihre feinen Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, ich sah, daß sie nach einer Fassung rang, die ihr fehlte. Endlich sprach sie mit mühsam erkämpfter Ruhe: Emil, mein Leben hat Dir gehört, seit der Stunde Deiner Geburt. Was ich Gutes, Großes und Erhabenes kannte, habe ich Dir zu vererben, auf Dich zu übertragen gestrebt. Dein Vater hat in Dir einen ehrenhaften Mann von mir zu fordern, denn er hatte mir die Erziehung Deiner ersten Jugend überlassen. Deines Vaters, unseres Hauses Ehre und Sitten sind makellos. Du kannst nicht ehrlos handeln, ohne die Liebe Deiner Mutter als Schwäche anzuklagen und sie pflichtvergessen vor Deinen Vater hinzustellen! — Du darfst es nicht! Du sollst es nicht!

Ihre Hand zitterte, ihre Stimme bebte. Ihre Worte erschütterten mich, weil ich wußte, wie sehr sie ihr vom Herzen kamen, aber vor der Gewalt der Liebe, die mich an Claudinen fesselte, verstummte das Mitleid mit der Mutter; und da man immer hart wird, wenn man gegen seine bessere Einsicht eine

weiche Regung in sich besiegen will, sagte ich: Ihre Liebe, Ihre Erziehung würden wenig Dank verdienen, Mutter, wenn Sie mich nicht zum Manne gebildet hätten, der für sein Thun und Handeln die höchste und letzte Rechenschaft nur sich selber ablegt.

Der Ton, in welchem ich das aussprach, klang schärfer, als ich es beabsichtigt hatte. Meine Mutter blieb unbeweglich vor mir stehen.

Du mußt ein schweres Unrecht zu verbergen haben, denn Du stößest die Theilnahme Deiner Mutter von Dir! rief sie aus. — Dann hielt sie inne und fragte erst nach längerem Schweigen: Wo ist Claudine? Du weißt es, und ich will es wissen!

Diese Herrschaft, welche sie über mich auszuüben strebte, reizte mich auf das Aeußerste, ich wollte mich derselben mit Einem Schlage entziehen.

Ich habe Claudinen entführt, und sie ist mein Weib! sagte ich fest und schnell, während die heiße Röthe der Schaam meine Wangen bedeckte, als ich die Lüge aussprach, als ich meine und der Geliebten Ehre in frevelndem Trotze also Preis gab.

Meine Mutter schlug ihre Hände vor ihrem Antlitz zusammen, als wolle sie mir den Anblick ihres Schmerzes entziehen. Sie hatte sich niedergesetzt, denn die Kraft mochte ihr versagt haben.

Die Tochter meiner Freundin! rief sie endlich schmerzlich aus. Die Tochter des Mannes, dem wir selbst, dem Deine Eltern ihr Haus als Zuflucht, ihren Beistand angeboten, der uns, der Dir vertraute! — Das ist entsetzlich, das ist unerhört, das ist ehrlos, Emil!

Jede dieser Anklagen traf mich wie ein Schlag. Ich kam mir in doppeltem Sinne wie gebrandmarkt vor, und ich konnte der Gewalt der Wahrheit, der drückenden Schaam kaum widerstehen, welche mich antrieben, vor meiner Mutter niederzusinken, ihr die Lüge zu bekennen, und ihre Hülfe, ihren Beistand, und vor Allem ihre Liebe zu erflehen. Aber jener Dämon des jugendlichen Mannes, der falsche Stolz, hielt mich davon zurück, und — so räthselhaft mir das selber war — ich fühlte eine Art von Triumph darin, meiner Mutter so strafbar zu erscheinen.

Es entstand eine lange Pause.

Meine Ueberlegung war mit meiner Reue zugleich erwacht. Ich wollte meine Mutter versöhnen, ich wollte auch einlenken, denn ich hatte für Claudinen einzustehen und zu sorgen. Ich ging zu meiner Mutter, ich setzte mich zu ihr, und sagte bittend: Helfen Sie uns, Mutter! einen befriedigenden Ausweg zu finden. Helfen Sie uns, unsere Leidenschaft unter Ihren Augen zu heiligen.

Meine Mutter hatte sich von mir abgewendet, ich wartete vergebens auf ein Zeichen, daß sie mich höre und erhöre, und während dessen fühlte ich die Ver-

sündigung, welche ich gegen die Geliebte begangen hatte, immer schwerer und verdammenswerther.

Endlich ertrug ich es nicht länger. Ich kniete vor meiner Mutter nieder, ich erfaßte in meiner Qual ihre Hände: Mutter! rief ich, vergessen Sie, was der Wahnsinn einer verlangenden Leidenschaft, was der unglücklichste Trotz gegen Sie, mich frevelnd reden machte. So wahr Gott lebt, ich habe Claudinen nicht entführt, kein Engel vor dem Throne des Höchsten ist reiner als sie. Aber ich liebe sie, sie hat sich mir zum Weibe zugesagt, kein Vater, keine Mutter haben die Selbstbestimmung der Unglückseligen jetzt mehr zu hindern. Werden Sie meine Fürsprecherin bei Claudinens Brüdern, bei meinem Vater! Lassen Sie Ihren Sohn, Ihren Emil, aus Ihrer Hand das reine Glück seines Herzens empfangen, und mein und Claudinens ganzes Leben sollen dem Danke gegen Sie gewidmet sein!

In herzklopfender Angst hing ich an den Mienen meiner Mutter, denn es war nicht mein, es war auch der Geliebten Schicksal, das ich in ihre Hände legte. Aber meine Mutter blieb unbewegt, sie glaubte meinen Worten nicht. Selbst wahrhaft bis auf das Aeußerste, beleidigte sie der Gedanke, daß ich sie hintergangen hatte.

Wer seine Mutter zu täuschen, wer die Tochter einer edlen, vertrauenden Familie zu entehren vermochte, der wird auch kein Bedenken haben, seiner Mutter die Entehrte in das Haus zu führen! sagte sie mit einer Kälte und mit einer Verachtung, die mir bis in das tiefste Innere drangen; und ich war zu sehr ihr Sohn, zu sehr Blut von ihrem Blute, als daß ihr Verhalten in mir nicht den Wiederhall hätte erzeugen sollen.

Ich erhob mich, wir standen einander bleich und sprachlos gegenüber.

Ich habe also auf Ihre Vergebung, auf Ihre Theilnahme nicht zu hoffen, Mutter? fragte ich endlich.

Es würde mir übel anstehen, an den heimlichen und sündhaften Liebeshändeln meiner Söhne Theil zu nehmen! antwortete sie in der früheren Weise.

Diese Rede, so weh sie mir that, entmuthigte mich noch nicht. Ich hatte vorhin aus falschem Stolze gesündigt, ich wollte mich demüthigen, denn ich hatte den Irrthum aufzuklären, den ich selbst in meiner Mutter hervorgerufen hatte. Ich hinderte sie, mich zu verlassen, ich nöthigte sie, sich noch einmal zu mir niederzusetzen, ich erzählte ihr, wie Claudine und ich uns gefunden, wie man sie zu einer Heirath mit einem ungeliebten Manne hatte zwingen wollen, wie wir beide unsere Leidenschaft für einander zu beherrschen gestrebt, wie wir mit diesem Vorsatze die Reise angetreten hätten. Meine Mutter hörte mir ernst und schweigend zu. Als ich darauf des Abends gedachte, da in Havre unsere Liebe uns überrascht, da wir sie uns eingestanden, erhob meine Mutter sich plötzlich.

Wo ist Claudine? Ist sie in England? forschte sie noch einmal, aber ihr



Schwöre nicht, ich glaube Dir nicht mehr! antwortete meine Mutter und schritt der Thüre zu. Ich blieb schweigend zurück.

Blick, ihr Ton waren so entmuthigend, daß ich es nöthig fand, vorsichtig zu Werk zu gehen.

Haben Sie kein Verständniß mehr für die Liebe unserer Herzen? Keine Theilnahme für mein Geschick? fragte ich ausweichend. Habe ich nichts von den Erinnerungen Ihres eigenen Herzens zu erwarten, theure Mutter?

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: Du bist mir die Antwort schuldig geblieben auf meine Frage. Claudine ist also Deine Maitresse, und — sie ist hier!

Nein! bei Gott im Himmel schwöre ich es Ihnen, nein! rief ich aus,

und fügte dann als Mahnung für mich selber und für sie, die Worte hinzu: Bedenken Sie, was Sie sagen, Mutter!

Schwöre nicht, ich glaube Dir nicht mehr! antwortete sie mir und schritt der Thür zu. Ich blieb schweigend zurück. Eine unübersteigliche Scheidewand hatte sich zwischen uns erhoben mit dem Schmähworte, welches sie gegen meine Geliebte ausgestoßen, und ich selber war es gewesen, dessen trotzige Unwahrheit sie dazu berechtigt hatte. Das kettete mich nur noch fester an Claudinen.

In der Thüre wandte sich meine Mutter nochmals um. Emil! sagte sie, ich weiß es, ich kenne Dein Herz! Ein Verführter bist Du, kein Verführer! Ich will es glauben, daß Claudine nicht hier, daß sie in England ist, aber bedenke, daß keine Pflicht der Erde Dich an ein Wesen bindet, welches Dich Dir selbst und Deinen Eltern und Deiner Ehre untreu machte. Ich werde schweigen und zu vergessen suchen — damit Du Zeit gewinnst, Dich loszureißen und zu vergessen, wie Du es mußt. Das aber beherzige, Emil! Der Vater soll nicht sagen können, daß meine Ansichten Dich zum Schwärmer erzogen, daß meine Schwäche für Dich, Schande gebracht habe durch Dich über ihn und über unser Haus. Denn so lange meine Augen offen stehen über diesem Hause, so lange ich an Deines ehrwürdigen Vaters Seite in demselben lebe, soll unser reiner bürgerlicher Name nicht dazu gemißbraucht werden, die Schande eines entlaufenen Mädchens zu bedecken, und wäre es zehnfach eine Herzogstochter!

Meine Mutter verließ das Zimmer. Woher sie den Glauben gewonnen, daß Claudine in England sei, begriff ich nicht. Ich hatte nichts davon gesagt. Aber zwischen mir und meiner Mutter war jetzt keine Verständigung mehr zu hoffen. Die Ueberzeugungen ihrer Jugend waren jetzt nicht mehr die ihrigen, die unglückliche Liebe fand kein Erbarmen mehr bei ihr, wenn sie ihr in ihrem Hause, in ihren Absichten störend entgegen trat. Meine Mutter hatte immer Scheu getragen vor irgend einem offenen Zwiespalte mit meinem Vater, dessen Zorn sie fürchtete. Sie wollte nicht die Mitwisserin meines Geheimnisses werden, nicht wieder den Vorwurf hören, die Urheberin meiner romantischen Richtung gewesen zu sein. Sie hoffte wohl auch, ich würde anders denken lernen, weil die Jahre sie selbst anders denken gemacht. —

Ich hatte nichts von ihr zu erwarten! Claudine und ich hatten also beide jetzt auch nichts mehr zu verlieren und zu scheuen. Wir standen frei und einsam, Mann und Weib, inmitten der Welt auf uns selber angewiesen, berechtigt, unser Glück zu suchen auf unsere eigene Weise.

Und ich war nicht der erste Mann, der sich seine Philosophie und seine Moralgesetze nach seinem Bedürfniß modelte, Claudine nicht das erste Weib, welches ihre Ueberzeugung aus den Händen des Geliebten annahm und nach seinem Willen handelte, weil ihr eigenes Herz ihm zustimmte.

Dreizehntes Kapitel.

Man hat Zeiten im Leben, in welchen Alles unseren Zwecken entgegenkommt, Alles sich zurechtlegt, uns den Weg zu bahnen, den wir zu gehen wünschen, Alles uns recht eigentlich auf demselben fortzuziehen scheint, wenn wir, zweifelnd und in unserem Gewissen uneins, anhalten und vielleicht nicht weiter gehen möchten. Diese Erfahrung machte ich in jenen Tagen meiner Jugend.

Ich war in Sorgen gewesen, wie man Claudinens Flucht auf die Länge ihren Eltern werde verbergen können, ein schneller Tod hatte ihre Eltern beide hinweggerafft. Ich erwartete von Tag zu Tag mit wachsender Spannung die Anfrage ihrer Brüder, wohin Claudine gekommen, was aus ihr geworden sei. Die Anfrage wurde nicht gethan.

Gerade dieses räthselhafte Schweigen beängstigte die Geliebte, die nach dem furchtbaren Tode ihrer Eltern doppelt danach verlangte, bei mir zu sein. Sie wähnte, und ich theilte diese Befürchtung, daß man ihrem Entweichen auf die Spur gekommen sei, daß man sie schweigend verfolge, um sie sicher verweilen zu machen, wo sie war, und ich selbst konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem ich sie in meiner Nähe wissen, in welchem ich ihr ein Beschützer werden konnte. Aber ich hielt es nicht für möglich, ihr zu einem Aufenthalte in Hamburg zu rathen, wo alle Welt mich kannte, wo es den Meinen ein Leichtes sein mußte, sie augenblicklich zu entdecken und sie ihren Brüdern zu verrathen, und ich war noch zu keinem Entschlusse gelangt, als ein Brief des Marquis ein neues Stadium in unserer Lage erzeugte. Mit kurzen Worten meldete er meinem Vater den Tod seiner Eltern und den Untergang des Schiffes, auf welchem seine Schwester die Reise nach England unternommen hatte. Er dankte mir die Sorgfalt und Treue, welche ich ihr und ihnen allen bewiesen, er ersuchte meinen Vater, das bei ihm deponirte Geld im Interesse der herzoglichen Familie noch länger zu verwahren und zu verwerthen, und, so schloß er seinen Brief: „Wenn einer von uns Brüdern dem Untergange entrinnt,' dem alles Bestehende und Heilige in Frankreich geweiht zu sein scheint, so wird der Zeitpunkt kommen, in welchem es uns möglich sein wird, Ihnen und Ihrem Herrn Sohne zu vergelten, was er und Sie für unsere Familie gethan haben."

Unerwartete Glücksfälle haben an sich immer etwas Erschreckendes. Dieser Zufall, welcher Claudinen und mir zu Hülfe kam, während er ihre ohnehin schwer gebeugten Brüder und ihre kränkelnde Schwester noch mit dem Grame um Claudinens Verlust belastete, machte mir einen entsetzlichen Eindruck, besonders als ich gerade in demselben Augenblicke eine ansehnliche Summe in der

Stadt-Lotterie gewann. Ich hatte sonst niemals gespielt, und das Loos nur genommen, weil ich mich des Juden, der es mir anbot, gar nicht zu entledigen vermochte. Nun fiel mir plötzlich das Geld zu, dessen ich für Claudinen bedurfte, und es fiel mir in dem Momente zu, in welchem Niemand mehr daran denken konnte, nach ihr zu fragen und zu forschen. Ich kam mir vor wie Einer, der mit dem Verluste seines Seelenheils sich dem Teufel verschrieben, und sich dafür vollendetes irdisches Gelingen erkauft hätte. Ich mußte mich besinnen, um zu wissen, wie ich diese Glücksfälle nutzen und was ich für uns thun sollte. Diese Zwiespältigkeit meiner Empfindung, dieser Hinblick auf ein heißersehntes Ziel, dem ich mich doch nicht mit vollem, freiem Herzen nahen konnte, machte mich Anfangs düster und schweigsam. Meine Familie, meine Mutter fanden das natürlich und berechtigt, und die Letztere besonders, welche mir jetzt einen falschen Verdacht abbitten zu müssen glaubte, versuchte sich mir tröstend zu nähern. Ich wies sie zurück, weil ich es eben so wenig ertragen konnte, sie aufs Neue zu täuschen, als Claudinens wie einer Gestorbenen erwähnen zu hören. Meine Mutter fühlte sich davon beleidigt und gekränkt, die Entfremdung zwischen uns steigerte sich dadurch, und mir war es dazumal eine Wohlthat, mich von den Meinigen losgerissen zu denken, weil es mich vieler Reue und Sorgen enthob.

Meines Vaters Geschäfte waren in dem Jahre von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, mein eigenes kleines Vermögen trug mir in denselben reichlichen Zins, mein Lotterie-Gewinn, den ich verborgen hielt, gab mir größere Freiheit. Aber meine Niedergeschlagenheit war unbezwinglich, meine Sehnsucht nach Claudinen ließ mir keine Ruhe mehr, und selbst mein Vater, dem die Mutter es vertraut hatte, daß ich die verstorbene Tochter des Herzogs geliebt, dachte daran, mir durch eine Zerstreuung die verlorene Heiterkeit wieder zu geben. Man schlug mir vor, zu einer befreundeten Familie, die im Holsteinischen ansässig war, auf das Land zur Jagd zu gehen. Ich nahm diesen Gedanken lebhaft auf, denn ich war mit meinen Planen fertig, und diese Entfernung aus Hamburg diente denselben.

Eigenes Verschulden und ein Zusammentreffen von Umständen hatten uns auf einen Punkt gebracht, auf welchem es für uns nicht möglich war, auf unsere Vereinigung durch eine öffentliche Vermählung zu hoffen, und ich hielt mich überzeugt, daß an eine Aufklärung unserer Verhältnisse, daß an eine Rückkehr zur Wahrheit nur dann zu denken sein könne, wenn Claudine mit mir verheirathet, und unsere Verbindung nicht mehr rückgängig zu machen wäre. Denn ich glaubte meine Familie darauf zu kennen, daß sie sich eher dazu verstehen würde, eine heimlich geschlossene Ehe anzuerkennen, als mir ihre Zustimmung zu einer auffälligen und in ihren Augen verwerflichen Heirath zu gewähren und die Liebe eines hingebenden Frauenherzens ist so groß, daß

ich wenig Mühe hatte, Claudine meinen Ansichten geneigt zu machen. Ihre Liebe war damals ausschließlicher und größer als die meine, denn sie überwand in jener Zeit selbst das Gefühl der Reue ganz in ihr.

Während ich dies schreibe, liegt das Blatt vor mir, dessen jetzt halb erloschene Züge mir ihre Zustimmung verkündeten, und noch heute strömt die Fülle ihrer Liebe daraus in meine Seele. „Warum bittest Du mich so sehr," schrieb sie mir, „Dir zu gewähren was Dein ist? Oder wem sollte ich folgen, zu wem mich wenden wollen auf der Erde, als zu Dir, für den ich Vater und Mutter verlassen habe? Ich habe keine Eltern, keine Heimat mehr. Meine Brüder haben mir niemals Liebe bewiesen. Meine Schwester lebt für ihre Kinder, mein Verlust wird sie nicht lange schmerzen. Du bist mein Leben und meine Welt. Ich wußte, daß ich fremde, rauhe Pfade gehen müsse, um den Erdenweg mit Dir zu wallen; aber wo ich Dich finden werde, wird mein Himmel sein. Befiehl mir, und ich gehorche. Sage mir, was Du willst, und ich werde es thun. Nur verlange nicht, daß ich Dich noch länger entbehre!"

Wenige Tage, ehe meine Eltern mir das Anerbieten zu dem kleinen Ausfluge gemacht hatten, war durch die Zeitung eine Besitzung in der Nähe Hamburgs zum Kaufe, oder auch zur Miethe angeboten worden. Ich fuhr, als ich die Stadt verließ, nicht nach Holstein, sondern begab mich nach dem Seehof, ihn in Augenschein zu nehmen. Er entsprach allen meinen Wünschen. Haus und Garten waren trefflich gehalten, ich konnte den Landsitz in einem Tage von Hamburg aus erreichen, der Kaufpreis, den man dafür forderte, war verhältnißmäßig nur gering, und ich wußte, welche Wohlthat es für Claudinen sein würde, hier in der Einsamkeit zu leben, hier nicht mehr dem Verkehre mit Menschen ausgesetzt zu sein, die ihr fremd und deren Annäherung peinlich für sie war.

Ich that, als stehe die Besitzung mir nicht an, aber ich schrieb augenblicklich an Claudinen, daß sie dieselbe durch ihre Gefährtin auf ihren Namen miethen lassen solle, weil das in jenen Tagen von Seiten einer französischen Emigranten-Familie nicht auffallen konnte, und noch im Hause meiner holsteinischen Gastfreunde erfuhr ich mit Genugthuung, daß der Seehof für Madame Dubois, das war der Name, unter welchem Claudine lebte, gemiethet worden sei. Mademoiselle Charpentier, die als Mademoiselle Dubois für die ältere Schwägerin meiner Geliebten galt, verstand sich dazu, vorauszugehen und die innere Einrichtung des Seehofs zu besorgen, und sie empfing von mir die Anweisung und die Mittel, die Zimmer, in welchen Claudine leben sollte, so herzurichten, daß sie ihr heimatlich und vertraut entgegen träten.

Jetzt, da ich den Ort kannte, den Zeitpunkt bestimmen konnte, in welchem ich Claudinen wiederfinden würde, jetzt zum ersten Male kamen wieder Freude und Lebenslust in mein Herz. Jetzt konnte ich warten, denn die Hoffnung

erhellte mir den Blick in die Zukunft. Ich kehrte gefaßt von meinem Ausfluge in das Vaterhaus und in das Geschäft zurück. Ich war eifriger bei der Arbeit, und häuslicher als je zuvor. Mein Vater fing an, sich dem Glauben hinzugeben, daß er aus mir, wie aus seinen älteren Söhnen, einen tüchtigen Geschäftsmann erziehen werde, und ich wünschte sehr, ihn in jedem Betrachte zufrieden zu stellen, um etwas in seiner guten Meinung voraus zu haben, wenn ihm einst mein Geheimniß enthüllt werden mußte. Auch gelang mir dies vollkommen. Es war gegen den Jahresschluß hin im Geschäfte viel zu thun, ich war der Erste und der Letzte im Bureau, mein Vater bemerkte das wohlgefällig, und als Weihnachten heran kam, sagte mir meine Mutter, daß der Vater mir irgend eine besondere Freude, eine besondere Belohnung zu bereiten beabsichtige, und daß ich ihr vertrauen möge, was ich wünsche. Ich sprach ihr das Verlangen aus, eine eigene Wohnung vor den Thoren zu haben. Sie schien zuerst befrembet darüber, aber da in jener Zeit mein ältester Bruder mit seiner Familie, und die sämmtlichen Handlungsgehülfen in unserem Hause lebten, so war ich wirklich schlecht und eng logirt, und ich erlangte daher die Erfüllung meiner Bitte.

Damit aber hatte ich wesentlich an Freiheit gewonnen, und weil mein Vater mich pünktlich in meinem Berufe, pünktlich in allen Verpflichtungen des Familienlebens fand, so erhielt ich zu Ende des Januar leicht seine Zustimmung dazu, mich abermals für eine Jagdpartie von Hause und von dem Geschäfte zu entfernen. Ich hatte als das Ziel meiner Reise das Gut eines Freundes im Hannöver'schen bezeichnet, mit dem ich in England viel zusammen gelebt, und ich ging auch direct zu ihm, aber nur, um ihn nach zwei Tagen zu verlassen, und zu der Geliebten zu eilen, die ich nun endlich, endlich wiedersehen, und selber nach dem indessen eingerichteten Seehofe geleiten wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Man muß Tage, Wochen, Monate lang von einem ersehnten Menschen, von einer Geliebten entfernt gewesen sein, man muß die Stunden, die Meilensteine bis zur Ankunft gezählt, man muß sich den Augenblick des Wiedersehens in allen seinen Einzelheiten vorgestellt und ausgemalt haben, um es zu wissen, was es heißt, im Hause der Geliebten anzukommen, und sie nicht zu finden.

Auf meine Bestürzung, auf mein Fragen nach ihr erhielt ich die Antwort, Madame Dubois habe in der letzten Woche einen greisen Landsmann, einen Ausgewanderten, in der Kirche gefunden, in welcher sie die Messe gehört, und

da derselbe seitdem erkrankt, sei sie täglich zu seiner Pflege in sein Haus gegangen, doch erwarte man ihre Rückkehr in jedem Augenblicke.

Es war sehr kalt. Ich stand am Fenster und thaute mit meinen heißen Händen, mit meinem Athem die dichtbefrorne Scheibe auf, um sie zu sehen, wenn sie in die Straße trat. Ich stand und stand! Ich preßte meine Stirn gegen das eisige Fenster, ich konnte nicht errathen, wer der Fremde sei, ich konnte Claudinens Handlungsweise nicht begreifen, die sich dem Verkehre aussetzte, während wir so viel, während wir Alles zu befürchten hatten, wenn irgend einer der zahlreich in Hannover lebenden Emigranten sie erkannte.

Endlich bog eine weibliche Gestalt um die Ecke. Sie war in einen schweren, dunklen Mantel gehüllt, eine schwarze weite Haube mit dichtem Schleier bedeckte das Haupt. Es war die Kleidung der älteren Frauen des Bürgerstandes, und nur der leichte Gang, nur mein klopfendes Herz verriethen mir, wen ich hinter der fremden Tracht zu suchen hatte. Ich wollte die Treppe hinabeilen, sie zu empfangen, sie in meine Arme zu schließen, ich hatte sie so lange nicht gesehen. Ich mußte bleiben und warten, ich durfte mich nicht verrathen. Ach, wie beneidete ich in dem Momente alle diejenigen, welchen es vergönnt ist, ihre Liebe offen zu bekennen, ihres Glückes froh zu werden vor den Augen der Welt! — Noch eine Minute und noch eine, und Claudine lag in meinen Armen.

Welch ein Wiedersehen! Mitten in den Entzückungen der Liebe flossen ihre Thränen um ihre gestorbenen Eltern, mitten in der Freude unserer Herzen hatten wir unsere Sorgen und Befürchtungen, unsere Entwürfe, Plane und Vorsätze auszutauschen. Jetzt erst, da ich bei ihr war, gestand ich ihr, wie wenig Aussicht ich hatte, jemals die Zustimmung meiner Familie zu einer Verbindung mit ihr zu erhalten, und daß vielmehr alle meine Hoffnung darauf beruhe, ihre Liebe zu mir werde stark genug sein, sie eine heimliche Ehe mit mir eingehen zu lassen. Ich versicherte ihr, daß meine dankbare Zärtlichkeit, daß meine Hingebung nie enden würden, ich sagte ihr alles, was die tiefste Leidenschaft dem Menschen einzugeben vermag, sie hörte mit nachdenkender Ruhe zu.

Warum betheuerst Du mir, was ich weiß? fragte sie mich. Warum erklärst Du mir, was ich Dir vorausgesagt habe? Es kommt Alles, wie ich es mir gedacht, und es wird auch enden, wie es muß!

Sie sah bei diesen Worten sehr traurig aus, und ich verlangte, daß sie sich erklären solle. Sie verweigerte es mir.

Wozu Dich mit trüben Ahnungen plagen? sagte sie mit ihrer sanften Freundlichkeit. Es wird Zeit genug sein zum Leiden, wenn das Unglück kommt. Wir, die wir so trübe in die Vergangenheit zurück zu blicken haben, deren ganzer Horizont so düster ist, wir brauchen nicht ängstlich vorwärts zu schauen,

um voraus zu empfinden, was uns noch alles bedroht. Du hast es mich singen hören, als ich noch ein Kind war, und die Spieluhr in dem Zimmer meiner Mutter hat es mir oftmals wiederholt: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux! fügte sie wehmüthig hinzu.

Aber nachdem sie das gesprochen, schien sie es zu bereuen, und als wolle sie mich erheitern, fing sie an, von den Tagen unserer ersten Begegnung zu plaudern. Wenn jedoch das Herz betrübt und der Sinn sorgenvoll ist, gleicht auch das heitere Gespräch nur einer blühenden Wiese unter einem schweren, grauen Himmel. Die heitersten Farben verlieren ihre Frische unter dem kühlen, grauen Schatten, der über ihnen ruht. Wir wollten uns unserer Kindheitsscherze erfreuen, aber wir mußten dabei an die frohe, zuschauende Zärtlichkeit unserer Mütter denken, und wir hatten beide den Verlust derselben, Jeder auf seine Weise, zu beklagen. Still und schwermüthig saßen wir bei einander, bis Claudine ausrief: Arme Kinder, die wir sind! wir haben den Frohsinn verloren und das Lachen verlernt!

Diese Klage hatte in ihrer Einfachheit etwas Herzzerreißendes.

Ach! rief ich aus, laß mich nicht denken, daß ich das Unglück Deines Lebens bin!

Sie sah mich mit ihren klaren, seelenvollen Augen an, als begreife sie diesen Ausruf nicht.

Du vergissest, daß ich es war, die Dir ohne Dein Verlangen folgte! sagte sie, und wieder kam das traurige Schweigen über mich und sie. Da richtete Claudine sich plötzlich daraus empor.

Höre mich! bat sie, und denke, daß ich reiflich erwogen habe, was ich Dir sage. Ich trage alle Schuld der Lage, in welcher wir uns befinden, denn ich habe Dich geliebt von meiner Kindheit an, ich habe Dir folgen wollen, als ich mein Vaterhaus verließ, wennschon ich es mir damals nicht eingestanden hatte. Ich habe kein Vaterland mehr, keinen Rang, keine Familie, kein Vermögen. Ich besitze nichts als mich selbst. Ich habe Dich mit den Deinigen entzweit, und ich weiß es, jede Sünde fordert ihre Strafe, ihre Buße, auch wenn die reinste Liebe sie begehen machte. Ein Opfer wird zur Sühne fallen, und da Gott gerecht ist, werde ich dieses Opfer werden.

Ich that einen Ausruf des Schreckens, ich begriff nicht, woher diese ihr sonst fremde Reue, woher diese düsteren Vorstellungen ihr kämen. Ich wollte sie nicht weitersprechen lassen, sie aber fuhr in ihrer sanften Weise fort: Glaube nicht, daß diese Ueberzeugung mich ängstigt. Sie steigert nur meine Liebe für Dich und meinen Wunsch, Dir dieselbe in jedem Augenblicke zu beweisen. Du verlangst mich zur Frau, Du denkst die Deinen mit unserer Liebe versöhnen zu können, wenn ich Deinen und ihren Namen trage. Ich glaube das nicht. Aber auch ich wünsche Dir anzugehören, ich will die Deine und



Endlich bog eine weibliche Gestalt um die Ecke. Sie war in einen schweren, dunklen Mantel gehüllt, eine schwarze weite Haube mit dichtem Schleier bedeckte das Haupt.

mit Dir glücklich gewesen sein, wäre es auch nur für eine kurze Zeit; und ich hoffe den Priester gefunden zu haben, der uns verbinden wird, wenn er es einsieht, daß es ihm nicht möglich ist, uns von einander zu entfernen.

Ich war außer mir vor Freude. Voll Liebe und Leidenschaft, wie ich es war, hörte ich von ihren Worten nur die Zusage, welche sie mir machte, die Meine zu werden, und die Aussicht, daß ich sie besitzen solle. Ich sank zu ihren Füßen, ich bedeckte ihre Hände mit meinen Küssen, ich war so glücklich, daß ich nicht merkte, wie traurig ihre Seele, wie herzzerrissen sie war, und

wie selbst in diesem Augenblicke die Ahnung sie nicht verließ, daß sie dem Untergange geweiht sei.

Ich vermochte mir das nicht zu deuten, ihre Antwort auf meine dahinzielende Frage löste mir das Räthsel. Ich erfuhr von ihr, daß jener kranke Landsmann, den sie eben besucht, ein emigrirter Geistlicher sei, der Beichtvater des Klosters, in welchem Claudine ihre Erziehung erhalten. Sie hatte ihn plötzlich neben sich gesehen, als sie, wie es ihre Gewohnheit war, eines Tages in früher Morgenstunde der Messe in der Kirche beigewohnt. In ihrer sie verhüllenden Tracht hatte er sie unbemerkt an sich vorübergehen lassen, während sie den greisen Lehrer und Freund augenblicklich erkannt hatte. Alle Vorsicht vergessend, war sie ihm gefolgt, als er die Kirche verließ, um den Weg nach seiner Wohnung einzuschlagen. Sie schilderte mir die Ueberraschung, mit welcher er sie erblickt, die schmerzliche Freude, mit der sie einander in dem fremden Lande wiedergefunden. Sie gestand mir, daß sie ihm Alles vertraut, weil es ihr ein Bedürfniß gewesen sei, ihr Herz wieder einmal durch die Wohlthat der Beichte zu erleichtern, welchen Trost sie habe entbehren müssen, seit sie Frankreich verlassen. Diese Beichte nun hatte zwar in gewissem Sinne ihr Herz befreit, aber die Unterredungen mit dem Greise hatten den Gedanken an ihre Sünde, und an die nothwendige Buße derselben in ihr geweckt. Mit aller Strenge seines Amtes, mit der Würde seines Alters und seiner Persönlichkeit hatte er Claudinen überreden wollen, abzulassen von mir und von dem Wege, den wir, Einer den Anderen fortreißend, gemeinsam gegangen waren. Er hatte von ihr gefordert, daß sie ihre Brüder von ihrem Leben, von ihrer Flucht benachrichtigen, daß sie heimzukehren versprechen solle, wenn man sie von der Verpflichtung befreie, die Gattin des Grafen zu werden. Er hatte ihr vorgehalten, was sie gegen ihre verstorbenen Eltern, gegen ihre Familie gethan, und sie darauf hingewiesen, daß sie auch gegen mich und gegen sich selbst ein schweres Unrecht begangen, indem sie, meiner verschwiegenen Leidenschaft entgegenkommend, sich von dem ihr angewiesenen Lebenswege entfernt, und mich mit meiner Familie in einen kaum zu lösenden Zwiespalt gebracht habe. Er hatte sie daran erinnert, daß selbst unser religiöser Glaube nicht derselbe sei, und er hatte ihr endlich die Absolution verweigert, falls sie sich nicht von mir lossagen und zu den Ihrigen, in die ihr von Gott angewiesenen Verhältnisse zurückkehren würde.

Indeß es war ihm damit nur gelungen, die Unglückliche noch tiefer zu beugen, nicht aber sie von mir zu trennen; denn die Liebe hat ihre besondere Ueberzeugung, und Claudine fühlte sich unantastbar in derselben.

Sie haben die Macht, mein Vater, hatte sie ihm in der Trübsal ihres Herzens geantwortet, mir den Trost der Absolution zu versagen, aber ohne die Begegnung mit Ihnen würde ich denselben auch noch haben entbehren müssen.

Indeß keine Macht der Erde wird mich dahin bringen, mich freiwillig von dem Geliebten zu trennen, und Sie dürfen und werden nicht verrathen, was ich Ihnen unter dem heiligen Siegel der Beichte anvertraute. Sie haben mich einsehen machen, deutlicher als ich es sonst gefühlt, was ich gesündigt, und daß ich eine schlechte Tochter, daß ich keine gute Schwester gewesen bin, daß eigenwilliges Verlangen nach Selbstbefriedigung meine Handlungen bestimmt. Sie nennen mein Leben ein verlorenes, weil es denen keine Freude bereitet hat, für die der Himmel mich geboren werden ließ. Nun denn! so lassen Sie mir den einzigen Trost, der für mich möglich ist, den Trost, das Glück des Mannes gewesen zu sein, dem ich mich eigen fühle! Lassen Sie mir den Trost, wenigstens Einer Pflicht, der Pflicht der Liebe gegen ihn, getreu zu sein. Komme dann über mich, was mir beschieden ist! Ich werde mein Loos segnen und ruhig sterben, wenn auch Niemand meine letzte Beichte hört, als der Allmächtige, der diese Liebe in mein Herz gelegt, und meinen Eltern das Erbarmen mit meinen flehenden Bitten versagt hat.

Während sie mir dieses erzählte, hatten Thränen oftmals ihren Bericht unterbrochen.

Ich sah es, welchen schweren Kampf sie gekämpft, wenn auch die Liebe den Sieg davon getragen hatte. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß der Priester sich entschließen werde, unsere Ehe zu segnen; Claudine aber hatte ihre Hoffnung auf ihn gebaut, und sie betrog sich nicht.

Nach Tagen der Unterredung und der Ueberredung, nach meinen und Claudinens Vorstellungen und Betheuerungen überzeugte sich der Greis, daß er es nicht vermöge, uns zu trennen. Und wie er bis dahin die Strenge seiner Kirche walten lassen, so übte er jetzt ihre Milde gegen uns aus, indem er uns den Weg zu gehen half, auf welchem allein eine innere Versöhnung für Claudine und, wie ich glaubte, endlich auch eine Herstellung unserer äußeren Verhältnisse zu hoffen war.

Er selbst, der Claudinens Jugend geleitet, der theilnehmend um sie sorgte, fand endlich eine Beruhigung darin, sie im fremden Lande doch unter dem Schutze ihres Gatten zu denken. Er sprach ihr die Hoffnung aus, daß es ihr gelingen werde, mich ihrem Glauben zu gewinnen, wenn sie als meine Frau einst dauernd an meiner Seite leben würde.

Er verlangte mein Versprechen, daß unsere Kinder in dem Glauben ihrer Kirche erzogen werden sollten. Und wie hätte Claudine, die sich Eins mit mir fühlte, seine Hoffnung nicht theilen sollen? Wie hätte ich in dem Augenblicke, wäre mein kirchliches Bewußtsein selbst lebhafter gewesen, irgend ein Bedenken haben können gegen die Kirche, in der das reinste der Herzen, in der die Geliebte erwachsen war und ihren Trost fand?

Fünfzehntes Kapitel.

Es war früh, in der Morgendämmerung.

Der bleiche Schein des beginnenden Wintertages fing an, über den hohen Häusern der Altstadt zu zittern, als ich Claudine aus ihrer Wohnung holen ging. Der Schnee knisterte unter unseren Füßen. Hier und da blickte noch ein Stern am Himmel, hier und da sah ein Licht aus den Fenstern hervor und erhellte unseren Weg.

Das sind unsere Hochzeitsfackeln! sagte ich.

Claudine gab mir keine Antwort, sie schmiegte sich nur fester an mich. Ich hätte sie in meinen Armen durch die Welt tragen mögen!

Der Priester wohnte in einem alten, thurmartigen Gebäude, nahe am Thore der Stadt. Die Thüre des Hauses war schon geöffnet, doch war es noch nächtlich und still in demselben.

Schweigend und tastend stiegen wir die leise knarrenden Treppen hinauf.

Unser Weg ist dunkel! bemerkte Claudine, und ich fuhr zusammen, als werde mir ein unheilvolles Orakel verkündet.

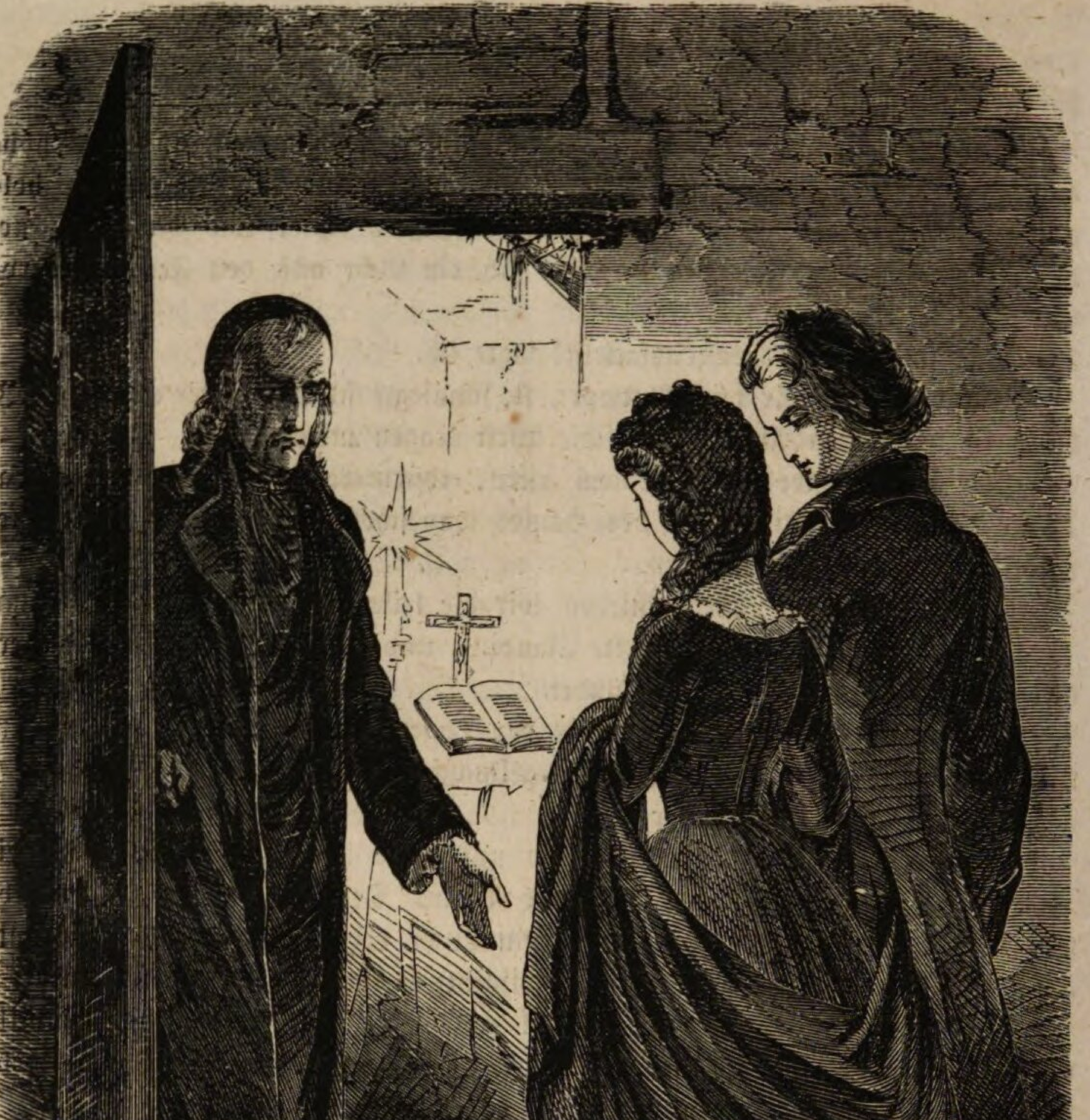
Ihre trüben Ahnungen waren in den Tagen unseres Beisammenseins auch über mich Herr geworden. In unregelmäßigen Lebensverhältnissen zucken sie auf, wie Irrlichter in schwüler Nacht.

Wir klopften, der Priester öffnete uns seine Thür, wir traten in seine Stube ein. Es war ein enger, ärmlicher Raum. Der einzige Tisch in demselben war in die Mitte gerückt und mit einem Tuche bedeckt, zwei Kerzen brannten auf demselben, ein Gebetbuch lag dazwischen — das war unser Traualtar.

Ich nahm Claudinen den Mantel und den Hut ab, sie stand schmucklos vor mir, die Tochter eines fürstlichen Geschlechtes, in der Trauerkleidung, welche sie seit dem Tode ihrer Eltern trug.

Ihre starke, opferfreudige Liebe überkam mich in dem Moment aufs Neue, wie eine Beseeligung, und noch in meiner Todesstunde wird sie mir hellstrahlend als das Glück meines Lebens, als eine Gnade erscheinen.

Ich hatte am verwichenen Abende einen Kranz von Myrthen, einen Strauß von Orangenblüthen gekauft. Ich konnte es nicht entbehren, sie bräutlich geschmückt zu sehen. Als ich den Kranz auf ihr Haupt drückte, als ich den Strauß in ihre Hand gab, schlug sie die sanften Augen zärtlich zu mir empor, aber die Thränen flossen über ihre Wangen, als werde sie unserer Verlassenheit jetzt doppelt inne, und unsere Hände in einander schlagend, knieten wir einsam nieder vor dem Priester, der uns verband für alle Zeit. Und es ist etwas Geheimnißvolles um den Augenblick, in welchem man sein Leben an ein anderes hingiebt! Es ist etwas Wunderbares um das Einssein, zu welchem man sich



Der einzige Tisch in dem Zimmer des Priesters war mit einem Tuche bedeckt, zwei Kerzen brannten auf demselben, ein Gebetbuch lag dazwischen — das war unser Traualtar.

verpflichtet, um das Opfern und Empfangen, um das Aufgeben und Gewinnen, auf dem die Ehe beruht, die in der Liebe ihre Wurzeln hat.

Als ich das Haupt erhob, auf dem die seegnende Hand des Greises geruht, als ich Claudinen an mein Herz zog, fiel der erste helle Strahl der Sonne durch das Fenster in die Stube und streifte leuchtend über uns hin.

Oh, möge die Sonne hell scheinen über uns wie in dieser Stunde, immerdar, immerdar! rief Claudine aus, indem sie ihre Arme um meinen

Nacken schlang, und mit unaussprechlicher Empfindung schloß ich mein Weib an meine Brust.

Unsere Reise währte vier Tage. Sie waren aus Stunden voll der höchsten Freude, voll des reinsten Glückes zusammengesetzt. Alles, was uns drückte, alles, was wir zu befürchten und zu bereuen hatten, ward vergessen in der Liebe, die uns verband, in der süßen Befriedigung und Ruhe, die uns die Ehe gegeben hatte. Wir fühlten uns so unauflöslich verbunden, daß der Gedanke in uns nicht aufkam, man könne jemals versuchen wollen, uns zu trennen.

Am Morgen des fünften Tages langten wir in dem Seehof an. Die geschäftige Treue der guten Louise hatte in den verwichenen Monaten Alles für unsere Ankunft vorbereitet, und sparsam und sinnig zugleich, mit den Mitteln, welche ich ihr angewiesen, eine der zierlichsten Wohnungen für uns hergestellt.

Durch den beschneiten und festgefrornen Gartenweg führte ich die Geliebte in den freundlichen Flur, und als Louise uns die Thüre des Zimmers öffnete, traten wir beide betroffen zurück, denn vor uns lag der Salon der Herzogin, nur im verkleinerten Maßstabe. Die grauen Damasttapeten, die Stühle und Sopha's von blauem Seidenzeuge, die Aufstellung der Möbel, Alles sprach mich befreundet an. Die Spiegel hingen, wie sie dort gehangen, die Sessel standen an dem Kamine wie dort, dieselbe, damals sehr beliebte Pendule war an der Wand befestigt, und kaum hatten wir das Zimmer betreten, als bei dem Schlage der Uhr die sanfte Melodie der Romanze von Clemence Isaure sich hören ließ.

Mich entzückten diese Erinnerungen, Claudine aber wurde schmerzlich davon getroffen.

Was hast Du gethan! sagte sie in klagendem Ton zu ihrer Freundin und als vollends die Melodie der Spieluhr ihren Refrain wiederholte, rief sie: Du hättest mich nicht daran erinnern sollen, daß liebende Herzen nicht für das Glück geboren sind!

Indeß dieser erste, wehmüthige Eindruck konnte nicht lange bestehen vor unserer Freude, uns in dem eigenen Hause zu finden. So eng es war, in wie prächtigen Schlössern Claudine von ihrer Kindheit an gelebt, an welche Räumlichkeit und Breite des Daseins ich selber gewohnt war, es dünkte uns beiden, als gäbe es keine Herrlichkeit, welche unserem Besitze gleich zu stellen wäre, und wenn wir einander das Glück der Liebe dankten, das wir fühlten, so dankte Claudine mir zugleich mit kindlicher Freude die neue Heimath, die ich ihr bereitet, und das kleine Eigenthum, das ihr geworden war.

Nur einen Tag und einen halben konnte ich in meinem Hause, bei meiner jungen Gattin weilen. Der Termin, welchen ich meinen Eltern für meine Rückkehr angegeben, war bereits verstrichen, und ich mußte eilen, nach Hamburg zu kommen. Ich fuhr den Abend hindurch bis in die Nacht hinein. Ich

erreichte meine Stadtwohnung nach Mitternacht, und früh um die gewohnte Stunde ging ich zu meinen Eltern und begab mich in das Comptoir.

Es war eine wundersame Empfindung, mit welcher ich an dem Morgen in dem großen, düsteren Raume vor dem alten Pulte stand. Was ich erlebt hatte, kam mir wie ein Traum, kam mir unglaublich vor, und noch unglaublicher dünkte es mich, daß ich mich hier befand. Ich hatte nie ein Weib geliebt, nie ein Weib besessen außer Claudinen. Das Entzücken hatte mich ganz hingenommen, so lange ich in ihrer Nähe gewesen, und ich hatte, mädchenhaft wie sie selbst in ihrer gewährenden Liebe war, in ihr nur das sanfte Mädchen geliebt. Jetzt, getrennt von ihr, dachte ich ihrer nur als meiner Frau, gedachte ich ihrer ernst und mit der Sorge dessen, der sich ein Haus, eine Familie gegründet hat. Düster, wie das Comptoir mir erschien, gegen die sonnigen, kleinen Räume, in welchen sie weilte, war ich doch williger und mit großer Genugthuung bei der Arbeit, deren Ertrag sie mit mir theilen, deren Ueberschuß ihr Freude machen sollte, und diese Lust an dem Geschäfte und an dem Erwerbe wuchs in mir um ihretwillen von Tag zu Tag. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, ich hoffte bis zu meiner Volljährigkeit so viel gelernt und mit meinem Capitale in dem Geschäfte meines Vaters so viel erworben zu haben, daß ich ein eigenes Geschäft beginnen und mich unabhängig machen konnte, ehe ich ihm meine Verheirathung gestand, und die vielfachen Geschäftsreisen, welche der Verkehr unseres Hauses erforderte, und welche mein Vater gern von mir besorgt sah, mußten mir in nicht zu fernen Zwischenräumen die Gelegenheit bieten, einzelne Tage zu erübrigen, und in meinem Landhause meine Frau und mein Glück finden zu gehen.

Das ganze Jahr dreiundneunzig ging so hin. Während Länder und Völker den Sturm der französischen Revolution in sich nachdröhnen fühlten, während in Frankreich der Terrorismus wüthete, während in meiner Vaterstadt und in dem Geschäfte meines Vaters sich die Ungunst der Verhältnisse sehr bemerklich machte, drang von dem allem keine Kunde in das kleine Haus, das mein Heiligthum umschloß.

Claudine fragte niemals nach den Ereignissen der Außenwelt, niemals nach ihrem Vaterlande oder nach ihren Geschwistern, und ich hatte nur zu viel Grund, ihr die Trauerbotschaften zu verschweigen, welche ich von ihnen erfahren hatte.

Wie Hunderte seines Standes hatte der Marquis sein Leben unter dem Beile der Guillotine geendet, sein zweiter Bruder war bald nach dem Tode seiner Eltern in einem Gefechte an der Gränze schwer verwundet, aber hergestellt worden und hatte, aller Hoffnung für sein Vaterland entsagend, sich aus Frankreich mit seinem jüngsten Bruder durch eine gefährliche Flucht entfernt.

Von Coblenz aus war ein Schreiben der beiden Brüder, welche jetzt als

die Letzten ihres Hauses den Titel des Herzogs und des Erbsohnes, des Marquis angenommen, zu uns gelangt, in dem sie die Hälfte der bei uns von ihrem Vater niedergelegten Summe erhoben, und ihren Besuch in Hamburg angekündigt hatten, ohne den Zeitpunkt desselben irgend wie zu bestimmen.

Es war im Herbste, als wir die Kunde erhielten, und ich hatte mich gehütet, sie meiner Frau zu melden, so sehr es mich beunruhigte, mir die beiden Brüder diesseits der Gränze innerhalb Deutschlands, oder vollends gar in Hamburg, zu denken. Freilich sagte ich mir zu meinem Troste, daß sie nicht im Stande sein würden, mir meine Frau zu entreißen, ja, daß sie, wie die Verhältnisse waren, nicht einmal gewillt sein konnten, es zu thun. Ich begriff auch nicht, auf welche Weise mein vorsichtig behütetes Geheimniß von ihnen entdeckt werden könnte. Aber der Besitz macht sorgenvoll, und das Glück trägt, wie seinen Schatten, die Sorge vor dem Verluste desselben mit sich. Ich bangte um die Sicherheit meiner Frau, ich verlor die Ruhe, wenn ich von ihr fern war, ich führte die Gelegenheit sie zu besuchen, immer geflissentlicher herbei, und fand endlich keine Rast mehr in Hamburg, wenn ich nicht fast täglich Nachricht von ihr hatte.

Meine Arbeitsamkeit und mein Ernst in den Geschäften, meine Unermüdlichkeit in den Reisen für unser Haus hatten meines Vaters großen Beifall erworben.

Mein Verhältniß zu meiner Mutter hatte sich so weit hergestellt, als es zwischen Personen möglich war, von denen die eine der anderen den eigentlichen Inhalt ihres Lebens verbarg. Ihrer Beobachtung entging es aber nicht, wie wenig ich mit dem Herzen an dem geselligen Leben der Familie Antheil nahm, wie ich kein Interesse hatte für die Menschen, mit denen ich zusammenkam, wie gleichgültig die Zerstreuungen der Jugend, wie kalt die Frauen mich ließen, deren Freundlichkeit mir hier und da wohl ermunternd begegnete.

Um die Weihnachtszeit kehrte mein Bruder von Petersburg zum Besuche in das Vaterhaus zurück. Er fand mich verändert, denn wir hatten uns seit Jahren nicht gesehen. Man hatte ihm von meiner Ungeselligkeit gesprochen, meine Mutter mochte ihm auch ihre Besorgniß darüber mitgetheilt haben, und er war es, der eines Tages in Gegenwart meiner Eltern die Bemerkung machte, daß ich in meinem vierundzwanzigsten Jahre stehe, und daß es Zeit für mich sei, mich zu verheirathen.

Sie haben unseren Bruder als Ihren besonderen Liebling erzogen, theure Mutter! sagte er scherzend, und wenn unser Vater und wir Andern Ihre Experimental-Erziehung à la Jean Jaques damals auch mit zweifelndem Auge betrachteten, so haben Sie mit Ihrem Emil doch Recht behalten. Die Rousseau'sche Ungeselligkeit abgerechnet, ist unser Bruder auch ein ganzer Mann geworden, der vor uns Uebrigen noch ein gewisses Etwas in seinen Manieren voraus hat,



Es war eine wundersame Empfindung, mit welcher ich an dem Morgen in dem großen, düsteren Raume vor dem alten Pulte stand.

was ihm bei den Frauen zum Vortheil gereicht. Thun Sie also ein Letztes! Suchen Sie diesem männlichen Musterbilde sein weibliches Ebenbild, suchen Sie für Emil eine Sophie — und Sie werden sehen, ehe ein Jahr zu Ende ist, ist es auch mit seiner Hypochondrie zu Ende!

Er hatte diesen Vorschlag in heiterster Weise gethan, meine Mutter nahm ihn mit sichtlicher Zufriedenheit auf, und mein Vater, der sonst zum Scherze mit seiner Familie wenig geneigt war, ließ sich diesesmal denselben wohlgefallen. Er sagte mir, als habe er nur den Anlaß erwartet, daß er mit mir schon vor

einiger Zeit über den Gegenstand zu reden beabsichtigt, weil er ein Mädchen für mich im Auge habe, welches sicher ein Musterwesen genannt werden könne.

Freilich, fügte er gutlaunig hinzu, entbehrt das Mädchen den Vorzug Sophie zu heißen, und damit die romantischen Ideen Deiner Mutter vollständig zu verwirklichen. Indeß Dir wird der Name nichts zur Sache thun, und das reiche, schöne, wohlerzogene Kind, das ich mir zur Schwiegertochter ausersehen habe, gefällt Dir, wie ich weiß, auch selbst.

Ich war sehr bestürzt über diese Zumuthung, aber in der Heiterkeit, der man sich überlassen hatte, bemerkte man dies nicht, und das Einzige, was meinem Vater auffiel, war, daß ich gar nicht um den Namen der für mich Erwählten fragte. Ich erklärte also, daß ich die ganze Sache als einen Scherz betrachte, daß ich gar nicht daran denke, mir jetzt eine Frau zu nehmen, und daß, wenn diese Lust mir einmal kommen würde, ich viel zu sehr der Zögling meiner Mutter sei, um mir meine Frau nicht selber auszusuchen.

Ich hatte mich bemüht, die Antwort auf demselben Tone der Munterkeit zu halten, in welchem die Unterhaltung sich bis dahin bewegt hatte. Meine Eltern wurden jedoch beide dadurch verstimmt, und mein Bruder rief verwundert aus, wie ich so aus der Art geschlagen sein könne, daß ich, stark und gesund wie unser ganzes Geschlecht, nicht schon seit Jahren das Verlangen getragen hätte, eine Frau zu haben.

Das Gespräch war indessen damit für den Augenblick zu Ende; doch währte es nicht lange, daß die einzelnen Mitglieder meiner Familie darauf zurückkamen, wenn ich mich mit Einem oder dem Anderen von ihnen allein befand.

Meine Mutter nahm an, daß die Erinnerung an Claudine in mir den Gedanken an eine neue Liebe nicht aufkommen lasse. Sie war davon theilnehmend bewegt, sie schalt mich zärtlich, daß ich ihr mein Vertrauen entzogen, und forderte mich auf, mein Herz vor ihr zu enthüllen. Denn nur eine Wunde, die ausgeblutet habe, sei zu heilen, nur ein Herz, das sich genug gethan in der Mittheilung seines Leidens, könne genesen; und genesen und Lebenslust gewinnen, müsse ich wieder, wenn sie selbst meiner froh werden solle. Ich erkannte ihre gute Absicht an, indeß der Konflikt, um den es sich handelte, war nicht der Art, durch ihren Trost gemildert, oder durch ihre Vermittlung hergestellt zu werden, und je mehr ihre Zärtlichkeit sich mir zuwandte, um so mehr quälte mich die Gewißheit, in nicht zu ferner Zeit in schweren und peinlichen Zwiespalt mit ihr zu gerathen. Ich vermied sie also, wie ich es früher schon einmal gethan hatte, und meine Mutter ertrug diese anscheinende Undankbarkeit von meiner Seite mit tiefem Schmerze.

Mein Vater schwieg Anfangs gänzlich von dem Gegenstande, aber mein Bruder theilte mir eines Tages mit, daß meine Weigerung, auf die für mich

gemachten Pläne einzugehen, meines Vaters Mißtrauen erregt habe, daß er befürchte, ich möchte auf meinen Reisen irgend eine Verpflichtung ohne sein Wissen eingegangen sein, oder gar eine Maitresse unterhalten.

Ich lehnte das ab, und mein Bruder meinte, er für seinen Theil habe selber an jene Voraussetzungen auch nicht geglaubt.

Dergleichen ist höchstens denjenigen nachzusehen, sagte er geringschätzend, die keiner ehrbaren Familie angehören, und nicht in der Lage sind, eine schickliche Ehe zu schließen, wenn es dazu Zeit ist. Wer wie wir in seinem Hause gelernt hat, was die Ehre der Frauen und die Mannesehre ist, und wer in diesem Hause zu jeder Stunde ein Obdach für eine ihm zuständige Frau zu finden gewiß sein kann, der wäre in meinen Augen ein Schurke, wenn er ein Weib zum Spielball seines Leichtsinnes machte.

Der Vorwurf traf mich, und traf mich nicht. Es ging mit ihm wie mit den allgemeinen Sätzen überhaupt. Sie enthalten eine Wahrheit, die im besonderen Falle meist nicht zupaßt. Aber ich war gewarnt, und diese Besorgniß vor einer plötzlichen Entdeckung meiner Ehe fiel in einen Zeitpunkt, in welchem ohnehin schwere Sorge auf mir lastete.

Etwa vierzehn Tage vor der Ankunft meines Bruders hatte ich es, bei Anlaß einer Geschäftsreise, durch starke Tagestouren möglich gemacht, meine Frau für einige Stunden zu besuchen, und von ihr das süße Geständniß erhalten, daß sie sich Mutter fühle. In dem Aufwallen, in der Liebe für den Ungebornen und für mein Weib, hatte es mich gedrängt, mit dem freudebebenden Vaterherzen an das Vaterherz zu flüchten. Ich hatte es einen Augenblick lang nicht für möglich gehalten, unter solchen Verhältnissen zurückgewiesen zu werden. Ich hatte mir gesagt, mein Vater könne das erste Kind seines Sohnes nicht in Sorgen, nicht in Einsamkeit geboren werden lassen. Aber schon der nächste Moment machte mich einsehen, wie trügerischen Hoffnungen ich mich überließ, und hätte ich mich in meiner Freude auch darüber täuschen mögen, so würde Claudine mich daran verhindert haben.

Die Zurückgezogenheit, in welcher sie lebte, hatte sie um viele Jahre gereift. Sie war sehr ernst und nachdenkend geworden, und da sie in allem ihrem Wollen und Thun von voller Einheit war, hatte sie sich auch in ihre Einsamkeit und in alle neuen Verhältnisse ihres Lebens, so fern ab sie von dem Wege ihrer Jugend lagen, vollkommen gefunden. Mittellos, wie sie es war, hatte sie es ohne Widerstreben angenommen, daß ich ihre Einrichtung in dem Landhause besorgte; ja, sie hatte Anfangs der Sache gegen mich mit keinem Worte erwähnt. Als ich aber, etwa drei Monate nach unserer Verheirathung, sie zum ersten Male besuchte, hatte sie mit mir davon zu reden begonnen. Da ich unerwartet ankam, fand ich sie mit einer Seidenstickerei beschäftigt, während die Geräthschaften zum Malen und zum Verfertigen künstlicher Blumen in dem Zimmer auf den Tischen

lagen. Verwundert über ihre Beschäftigung, wie über jene Gerätbschaften, fragte ich sie, was sie treibe.

Ich muß mich doch mit etwas beschäftigen! antwortete sie freundlich, und da man seinen guten Vorsätzen niemals untreu werden soll, so haben Louise und ich, die wir Frankreich mit der Absicht verließen, Arbeiterinnen zu werden, unsere in Amsterdam und Hannover gekauften Vorräthe und begonnenen Arbeiten hier benutzt und vollendet.

Sie zeigte mir dabei einige sehr zierliche Miniaturen für Dosen und Fächer, einige seidene Arbeitsbeutel, und vor Allem mehrere Schachteln voll Blumen, deren Schönheit mich überraschte. Aber was willst Du mit all diesen Dingen machen? wendete ich ein.

Wie kannst Du das fragen? Ich will sie verkaufen, um mein Brod zu gewinnen! rief sie aus, und fing dann an, mir die Vorzüge ihrer Arbeiten mit Genugthuung begreiflich zu machen. Ich hörte aber kaum, was sie mir sagte. Ihre Worte, so ruhig sie dieselben ausgesprochen hatte, enthielten für mich etwas Trauriges und Kränkendes zugleich. Ich mochte nicht daran denken, sie etwas entbehren oder sie arbeiten zu lassen, und ich erklärte ihr, daß sie mit solchen Bestrebungen von ihrer Seite meinen Mannespflichten und meinem Ehrgefühl entgegen und zu nahe träte.

Sie ließ mich ruhig sprechen, dann sagte sie ernsthaft: Emil! steht es uns an, Vorurtheile zu haben? uns, die wir uns das Recht anmaßten, allem Herkommen und allen Vorurtheilen entgegen zu handeln?

Die Wahrheit in ihren Worten hatte etwas Unwiderlegliches, aber statt mich zu beruhigen, verstimmte sie mich nur tiefer. Da trat Claudine an mich heran, setzte sich zu mir nieder, und ihren Arm um meinen Hals legend, sprach sie in dem Tone der Erzählung, der von ihren Lippen einen wahren Zauber hatte: Das Leben meiner armen Mutter hatte oft Trübsal aller Art. Wenn sie die Geldverlegenheiten meines Vaters bemerkte, wenn sie genöthigt war, einen Aufwand zu machen, der ihre Mittel überstieg, so hörte ich sie die Frauen der Handwerker, die Frauen der Kaufleute beneiden, die uns bedienten, und sie sagte dann oftmals: Wie glücklich sind sie, daß ihre Bedürfnisse nicht groß, daß sie im Stande sind, sich selber zu erwerben, was sie brauchen!

Sie hielt inne, und sich an mich schmiegend, fügte sie hinzu: Ich bin die Frau eines Kaufmannes, soll ich das Glück einer solchen nicht haben dürfen? Willst Du mir nicht gönnen, zu arbeiten wie Du selbst, und in dem Hause, das Du mir bereitet hast, Dich an meinem eigenen Tische von dem Ertrage meiner Arbeit zu bewirthen?

Ihrer Liebe, ihrer Anmuth, ihrer Vernunft zu widerstehen, wäre dem falschesten Stolze nicht möglich gewesen. Sie sprach mit Feuer von den Lehren der Revolution, in deren Mitte wir einander gefunden hatten. Sie gab mir



Da ich unerwartet kam, fand ich sie mit einer Seidenstickerei beschäftigt, während die Geräthschaften zum Malen und zum Verfertigen künstlicher Blumen in dem Zimmer auf den Tischen lagen.

zu bedenken, daß ich selber noch nicht reich sei, und sie erlangte es von mir, daß ich sie in ihrer kleinen Industrie gewähren ließ, bei der die praktische Gewandheit Louisens ihr wesentliche Dienste leistete.

Im Laufe des Jahres hatten sich dann Leben und die Einrichtungen in dem Seehofe völlig nach Claudinens Absichten umgestaltet. Die kleine Landwirthschaft und der Gartenbau wurden unter der Aufsicht der Frauen von den Leuten, welche man dort vorgefunden, nicht ohne Erfolg betrieben, und in jedem Monate einmal fuhr Louise nach Hamburg, um dort in einem Ma=

gazine, welches ich ihr angewiesen hatte, ihre Arbeiten zu verkaufen, neue Bestellungen anzunehmen, und die Erforderniße für dieselben zu besorgen. Sie sprach dann in meiner Wohnung vor, um Nachrichten und Briefe zu bringen und zu empfangen, und Claudine hatte, ihre Sehnsucht nach mir abgerechnet, sich in diese stille und arbeitsame Lebensweise so hinein gefunden, als hätte sie niemals eine andere gekannt oder ersehnt.

Mir aber hatten das Verlangen nach ihrer Nähe und die Sorge um sie nie Ruhe gelassen, und vollends jetzt, da ich sie Mutter wußte, da man mich überreden wollte, eine andere Ehe zu schließen, schien es mir unerträglich, sie länger in der Verborgenheit und fern von mir zu halten. Ich vertraute ihr also die Plane meiner Eltern, ich sagte ihr, daß die Ankunft ihres Bruders in Hamburg zu erwarten stehe, daß es mir unmöglich scheine ihm zu begegnen, so lange sie nicht neben mir als meine Gattin lebe. Ich stellte ihr alle Möglichkeiten vor, die eine Entdeckung ihres Aufenthaltes und unserer Ehe herbeiführen konnten. Ich bewies ihr, daß die Länge der Zeit nichts dazu beitragen würde, den Zorn meiner Eltern zu mildern, die Schwierigkeit unserer Lage zu ändern. Ich gab ihr zu bedenken, daß es mir leichter sei, den Kampf mit meiner Familie endlich zu bestehen, als das geliebte Weib meiner freien Wahl zu verbergen, und das Dasein meines erwarteten Kindes wie ein Verbrechen zu verheimlichen.

Wir haben gefehlt, sagte ich, indem wir uns beide dem Willen unserer Familien entzogen, wir werden das, wenn wir es ihnen jetzt entdecken, in Tagen schwerer Zerwürfnisse büßen müssen; aber wir werden uns nicht mehr zu verbergen brauchen, und wenn man mich auf das Aeußerste treibt, so werden wir Europa verlassen, um jenseit des Meeres eine neue Heimath, ein Leben der Arbeit und der Sorge, aber in jedem Falle auch ein gemeinsames Dasein voll Liebe und voll Freiheit zu finden.

Claudine hörte mir freundlich und oft mit Rührung zu, wenn ich also zu ihr sprach, indeß meine Worte vermochten sie nicht zu überzeugen. Sie war unfähig, sich meinem Verlangen nach vollem, ruhigem Glücksgenusse hinzugeben, oder gar auf einen zu hoffen, denn hier trat mir ihre religiöse Anschauung als unüberwindliche Schranke entgegen. Seit der Begegnung mit dem geistlichen Lehrer ihrer Jugend hatte der Gedanke an ihre Schuld sie nicht mehr verlassen, und sie fühlte sich nicht berechtigt zu irgend einem vollen Anspruche an das Leben und an seine Freuden. Was das Geschick mir Gutes gönnt, sprach sie immer, nehme ich mit Dank als eine Gnade hin. Nach Besserem zu streben halte ich mich nicht berufen, es würde eine Vernunftlosigkeit von mir sein. Ich liebe Dich, ich bin hier in Ruhe, warum sollte ich Dich also in Kämpfe verwickeln, deren Ausgang zweifelhaft, und für mich selber vielleicht ohne alle Bedeutung ist?

Ich verstand nicht, was sie damit meinte, ich bat sie, sich zu erklären, und ohne im Geringsten aus ihrem Gleichmaß zu kommen, sagte sie: Ich habe mich hier eingewohnt und eingerichtet, als sollte ich hier für lange Jahre leben. Aber es ist ein unabweisliches Gefühl in mir, daß meine Laufbahn nicht lang sein wird. Die Uhr singt mir es in jeder Stunde vor: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux!

Ich sprang auf, ich wollte das unheilvolle Geräth aus dem Zimmer entfernen, Claudine hinderte mich daran.

Laß mir die Uhr! bat sie. Die Melodie ist so süß, fuhr sie fort, die Mahnung ist so sanft, und da der Zufall durch Louisens Hand sie mir bereitet hat, ist sie mir so werth geworden, wie den Frommen das Memento mori! Ich würde am Tage etwas vermissen, und in der Nacht nicht schlafen, ohne die leisen, lieblichen Töne.

Es war vergebens, daß ich Claudinen aufmerksam darauf machte, daß sie nicht krank sei, daß nichts ihren frühen Tod befürchten lasse.

Ich werde auch noch nicht sterben, jetzt noch nicht! tröstete sie mich. Allein sollst Du nicht bleiben in der Welt. Wenn ich Dir Dein Kind gegeben habe, dann werde ich hingehen, denke ich mir, und dann bringe das Kind zu Deinen Eltern. Ihm werden sie vergeben, was sie mir nie verzeihen können! Laß mich die Zeit der Erwartung in Ruhe und Frieden verleben; ich verlange das von Dir als den größten Liebesbeweis. Ueberlebe ich diese Zeit, nun, dann thue, was Dich befreit, und Alles soll mir recht, es soll mir nichts zu schwer sein, was dann über uns kommt.

Ich konnte mich solchen Bitten nicht verschließen, aber die Vorstellung meiner Frau, daß sie dem Tode geweiht sei, zerriß mir das Herz, und sie selber brachte mich, wenn sie meine Trauer sah, wieder davon ab. Indeß der Gedanke, sie zu verlieren, wich nicht mehr von mir, und als wolle ich sie und mich von demselben losreißen, indem ich Plane und Maßregeln für eine weite Zukunft traf, kaufte ich im Frühjahre auf Claudinens Namen den Seehof an, den ich für einen sehr geringen Preis erstehen konnte, weil sein Besitzer sich außerhalb Deutschlands aufhielt, und der Sorge für das kleine Gut enthoben sein wollte. Wider mein Erwarten bezeugte Claudine eine große Freude über diese Nachricht. Sie war überhaupt munterer geworden. Sie schrieb mir, daß der Gedanke an ihr Kind ihr eine Sehnsucht zu leben einflöße, daß er ihr doppelte Lust zur Arbeit gebe, und daß sie sich reich vorkomme in dem eigenen Hause, mit der Fähigkeit zu erwerben, die sie in sich kennen gelernt habe.

Wie es aber zu gehen pflegt, überfiel die Besorgniß um die Geliebte mich grade in dem Zeitpunkte, in welchem sie von ihr gewichen zu sein schien, mit doppelter Stärke. Ich konnte keine Ruhe finden, wenn ich sie eine Woche nicht

gesehen, und nachdem ich alle möglichen Vorwände erschöpft hatte, meine häufigen Entfernungen zu erklären, fing ich endlich an, ohne alle Erklärung fortzugehen.

Jeder, der sich einmal in seinem Leben in einer Lage befunden hat, deren Zwiespältigkeit ihn drückte, während er sich verpflichtet hatte, vorläufig in derselben nichts zu ändern, wird Anwandlungen eines ähnlichen fatalistischen Trotzes empfunden und durchgemacht haben. Fern von meinem Weibe zu sein, mein Dasein in lauter Heimlichkeiten hinzubringen, mein Kind wie einen Bastard in der Verborgenheit geboren werden zu lassen, das waren mir Schmerzen und Kränkungen, die mich immer schwerer drückten, die ich um jeden Preis von mir abzuwerfen wünschte, nur nicht um den Preis von Claudinens Ruhe. Hundertmal hatte ich auf dem Punkte gestanden, zu meinem Vater zu gehen und ihm zu sagen: Ich habe ein Weib, und dieses Weib ist die todtgeglaubte Claudine, nehmt sie als Eure Tochter auf, oder ich kann Euer Sohn nicht sein! Und eben so oft hatte Claudinens Bitte, ihr den Frieden zu gönnen in der Zeit der Erwartung, mich davon abgehalten. Endlich kam ich zu jener tollbreisten Stimmung und Handlungsweise, welche die letzte Entscheidung des eigenen Schicksals, aus Verzweiflung und aus Schwäche, in die Gewalt des Zufalls legt.

Ich wollte mich nicht erklären, nicht verrathen, während ich doch in einer Weise handelte, daß mein Thun zum Verräther an mir werden konnte. Indeß wider mein Erwarten sah man eine Weile meinem unregelmäßigen Erscheinen im Geschäfte und in meinem Vaterhause nur mit verstecktem Tadel zu, und die Entscheidung, welche ich in frevelndem Trotze so oft herbeigesehnt, sollte von einer anderen Seite über uns hereinbrechen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war im Juni. Die Geburt unseres Kindes stand im Laufe der nächsten Monate bevor, Claudinens Gesundheit war sehr angegriffen und hatte Störungen mancher Art erlitten. Der Arzt aus dem nächsten Städtchen, den wir in Ermangelung eines besseren zu Rathe gezogen, hatte die größte Sorgfalt und Vorsicht für sie empfohlen, sie selbst aber war zuversichtlich und guten Muthes, und sah mit rührender Mutterzärtlichkeit in die Zukunft, die ihrem Kinde angehören sollte.

Ich für mein Theil hielt mich mit großem Zwange in Hamburg und bei meinen Geschäften zurück, denn ich hatte die Absicht, später eine längere Entfernung von Hause zu machen, um meiner Frau in der entscheidenden Stunde nicht zu fehlen. Jeder Tag aber war mir in jenen Monaten eine Qual, jeder

erschien mir unabsehbar lang mit seinen Stunden, weil jede Stunde mit Sorge und Sehnsucht erfüllt war, und die Spannung und der Mißmuth, in welchen ich mich befand, fingen allmählig an mich auch körperlich unwohl zu machen. Unruhig am Tage, schlaflos in der Nacht, konnte es nicht fehlen, daß ich nicht gesund aussah. Meine Mutter befragte mich deßhalb, mein Vater schien es nicht zu bemerken. Eines Tages aber, als er am Abend, eines bestimmten Anlasses wegen, wider seine Gewohnheit noch einmal in die Stadt und in das Comptoir kam, fand er mich und den Lehrling, dem es oblag, die Räume zu



schließen, noch allein in demselben. Der Bursche stand gelangweilt am Fenster und sah in den Hof hinaus, denn die Arbeitszeit war vorüber, ich war auf meinem Platze vor Ermüdung eingeschlafen, und der arme Junge hatte nicht gewagt, mich zu erwecken.

Mein Vater that es an seiner Statt. Er trat an mich heran, schüttelte mich, und nachdem er den Lehrling in das Nebengemach geschickt, dort die Läden zuzumachen, sagte er kurz und fest, wie es in seiner Weise war: Wie kann man sich so blosstellen vor seinen Untergebenen! Ein Leben, wie Du es führst, reibt freilich Körper und Geist auf! Geh nach Hause und lege Dich zur Ruhe. Vergiß aber nicht, daß Dein vierundzwanzigster Geburtstag nahe ist, und daß ich keinen Wüstling in meinem Hause dulden, in mein Geschäft aufnehmen will!

Ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, die auch, schlaftrunken und ermüdet, wie ich es war, sicher nicht von Bedeutung gewesen sein würde, verließ er mich, und ich blieb mit dem widerwärtigsten Eindrucke zurück. Indeß meine Abspannung war so groß, daß ich selbst über die Drohung meines Vaters, der seine beiden älteren Söhne nach vollendetem vierundzwanzigsten Lebensjahre öffentlich als Theilnehmer in die Handlung aufgenommen hatte, mir weiter keine Sorgen machte. Hatte ich doch immer vorgehabt, an diesem Geburtstage, an dem mein Kind schon geboren sein mußte, das Geheimniß meines bisherigen Lebens zu enthüllen und, falls man sich mit demselben nicht auszusöhnen vermochte, mit meiner Familie Europa zu verlassen. An dem gedachten Abende glitt das alles jedoch nur wie im Traume durch meinen Sinn, und in meiner Wohnung angekommen, versank ich augenblicklich wieder in einen tiefen Schlaf, der der Verkünder und der Beginn eines Nervenfiebers war.

Tage und Wochen hindurch lag ich bewußtlos da. Mein Vater konnte es sich nicht vergeben, mich im Momente meines Erkrankens hart angelassen zu haben, meine Mutter hatte sich in meiner Wohnung eingerichtet und verließ mich keinen Augenblick. Als der Zustand der todähnlichen Lethargie vorüber war, als das Fieber und das Irrereden begannen, bezeugten meine zusammenhanglosen Worte, womit meine Seele beschäftigt war. Ich rief nach Claudinen, ich sprach von Weib und Kind, aber man hielt Claudinen seit Jahren für gestorben, und selbst der Verrath, den ich unwillkürlich an mir beging, klärte die Meinigen nicht völlig auf, obschon er anfing, meine Mutter zu beunruhigen.

Man war lange vor meiner Krankheit darüber einig gewesen, daß ich einen heimlichen Liebeshandel haben, eine Geliebte unterhalten müsse. Man hatte angenommen, daß der Schmerz um Claudinens Verlust, daß das Bedürfniß mich zu betäuben, mich zu dieser Verirrung getrieben habe. Aber weil die genaueste Beobachtung keine bestimmten Resultate geliefert, hatte man nicht mit Behauptungen gegen mich herausgehen wollen, für die man keine Beweise bieten konnte. Mein Vater hegte den Grundsatz, daß Eltern niemals oberflächliche Anklagen gegen ihre Kinder wagen dürften, weil es ihrer Würde zu nahe träte, Unrecht gegen die Kinder zu haben.

Während meine Mutter an meinem Krankenbette darüber nachsann, in

welcher Weise man mir Ruhe bereiten, und mich zu einem geregelten Leben führen könne, während sie sich der Härte anklagte, weil sie mir nicht zärtlicher begegnet sei, mein Vertrauen nicht durch jedes Zugeständniß zu gewinnen gesucht, und mich nach ihrer Ansicht dadurch an den Rand des Grabes gebracht hätte, überlegte mein Vater, wie man erfahren könne, wer meine Geliebte sei, und wie man sie während meiner Krankheit bewegen könne, mich und den Ort zu verlassen, an dem ich sie unterhielt. Er hoffte in der Schwäche der Genesung Herr über meinen Willen zu werden und, wie er es nannte, dieses Nervenfieber zu einer allseitigen glücklichen Krisis, zu einem Wendepunkte meines Lebens zu machen, nach welchem ich die Heirath schließen sollte, die er seit Jahren für mich bestimmt hatte. Denn er war nicht der Mann, seine Plane aufzugeben, oder irgend etwas Anderes für unbesieglich zu halten, als seinen eigenen Willen.

Er hatte mit Zuversicht darauf gerechnet, daß Briefe für mich eingehen würden, und sich das Recht zuerkannt, die Briefe seines kranken Sohnes zu eröffnen. Aber es kamen keine solche an, denn ich hatte immer die Vorsicht gebraucht, sie nicht unter meiner Adresse senden zu lassen, und die Person, welche sie für mich empfing, war angewiesen, sie ruhig aufzubewahren, wenn ich nicht selbst kam, sie abzuholen. So entschwanden drei Wochen, in welchen ich nichts von mir wußte, in welchen Claudine auf alle ihre Briefe keine Nachricht, keine Antwort von mir erhielt. Ihre Angst ließ ihr endlich keine Ruhe mehr, und in der Verzweiflung ihres Herzens sandte sie Louisen in die Stadt, um nachzufragen, was geschehen sei, um durch die erprobte Gefährtin persönliche Kunde von mir zu erhalten.

Die treue Louise war seit einem Jahre in jedem Monat einmal in meiner Wohnung gewesen, und immer unter dem Vorwande gekommen, mir irgend welche feine Arbeit zum Kaufe anzubieten, was damals in keiner Weise auffallen konnte, da viele Emigranten aus allen Ständen ihr Leben durch ähnliche Industriemittel zu fristen gezwungen waren. Mein Hauswirth, mein Bediente kannten sie, und ohne gehindert zu werden, gelangte sie auch dieses Mal bis in mein Vorzimmer. In den anderthalb Jahren, welche sie in Deutschland zugebracht, war sie, die im Seehof ausschließlich mit den Leuten zu verkehren hatte, der deutschen Sprache ziemlich mächtig geworden, und als sie im Nebenzimmer nach mir fragte, gab man ihr die Antwort, daß ich zum Tode krank, und eben erst auf den Weg der Genesung gekommen sei, daß ich also ihr dieses Mal nichts von ihren Arbeiten abkaufen würde.

Der Wärme wegen hatte man die Thüre des Vorzimmers ein wenig geöffnet, und obschon man nur flüsternd sprach, vernahm mein durch die Krankheit geschärftes Ohr doch den Ton der bekannten Stimme. Ich winkte mit der Hand, ohne zu bedenken, daß die Schirme, welche mein Bett umgaben,

die Außenstehende dies Zeichen zu sehen verhinderten. Meine Mutter aber, die an meinem Lager saß, fragte nach meinem Begehren, und ich verlangte, daß man die Fremde zu mir führen solle. Es war das erste Mal, daß ich mich auf irgend einen Vorgang um mich her achtsam zeigte. Meine Mutter war höchlich darüber erfreut, doch zögerte sie meinem Verlangen Folge zu leisten, und erst als sie sah, daß ihre Weigerung mich heftig aufregte, gab sie mir nach.

Mit dem Ausdruck des höchsten Erschreckens trat die bewährte Freundin an mein Lager, und wie mit einem Male kam jetzt die völlige, bewußte Erinnerung an meine Lage, an meine Krankheit und an die Verlassenheit über mich, in welcher die unglückliche Claudine sich befunden haben mußte.

Wie geht es ihr? rief ich mit matter Stimme, und alle meine Liebe und Angst drängte sich in die wenigen Worte zusammen.

Gut, es geht uns gut! antwortete Louise mit der Geistesgegenwart, welche sie nie verließ, aber Sie sind krank gewesen, mein armer Herr, fügte sie hinzu, und Sie dürfen noch nicht sprechen. Ich werde wiederkommen!

Sie wollte sich damit entfernen, ich hielt sie bei der Hand zurück. Ob man jetzt mein Geheimniß entdeckte, war mir gleichgültig. Ja, ich sehnte mich danach, Claudine dem Schutze meiner Mutter anzuvertrauen, da die Vorstellung, die mir sonst schon in einzelnen lichten Momenten nahe getreten war, ich könne sterben und mein Weib in fremdem Lande hülflos zurück bleiben, mich jetzt plötzlich lebhafter als je erfaßte.

Mutter, sagte ich, ich bin verheirathet. Sie kommt von meiner Frau. Schneide mir eine Locke ab, damit Claudine ein Lebenszeichen von mir erhalte!

Gott im Himmel! rief meine Mutter, und schlug, wie es ihre Art war, erschreckend die Hände vor ihre Augen.

Mich aber focht das gar nicht an. Ich hatte nur das Verlangen, Claudinen meine Locke zu senden.

Schneide mein Haar ab! bat ich noch einmal, schneide mein Haar ab! wiederholte ich endlich so dringend, daß meine arme, bestürzte Mutter mir willfahrte, obschon die Hand ihr zitterte, mit der sie's that. Als sie mir die Locke reichte, streifte ich einen Ring vom Finger, den ich immer trug, und ihn der guten Louise gebend, sagte ich: Gehen Sie, bringen Sie ihr das, und sagen Sie ihr, daß ich kommen werde, daß sie leben solle, denn auch ich werde leben.

Ich hatte damit aber meine Kräfte erschöpft, und unfähig, meine Gedanken länger zusammen zu halten, versank ich in einen Halbschlaf, dessen ich mir bewußt war, den ich aber nicht zu überwinden vermochte. Ich nahm es wahr, daß Louise sich entfernte, daß meine Mutter ihr folgte, ich hatte eine unklare Vorstellung davon, daß dieses Zusammentreffen von großer Wichtigkeit für mich sei, und mit jener Art von gleichgültiger Neugier, die man im Traume allem Unwahrscheinlichen gegenüber empfindet, dachte ich daran, was jetzt ge-



Die bewährte Freundin trat erschreckt an mein Lager, und wie mit einem Male kam jetzt die völlige, bewußte Erinnerung an meine Lage über mich.

schehen werde. — Dann aber schwand mein Bewußtsein ganz dahin, und es vergingen viele Tage, ehe es mir völlig wiederkehrte.

Als ich Herr meiner selbst wurde, galt meine erste Frage jenem Besuche aus dem Seehof. Ich wußte nicht, ob die dunkle Erinnerung, welche ich hatte, sich auf ein Erlebniß oder auf einen Traum bezog. Meine Mutter sagte mir, daß Mademoiselle Charpentier, sie nannte sie gleich bei diesem ihrem rechten Namen, nicht wiedergekommen sei, und daß es Claudinen gut gehen müsse, denn sie wäre mit Jener übereingekommen, daß man sie benachrichtigen solle, wenn

im Seehofe irgend etwas Bedrohliches geschähe. Sie sprach das gelassen aus, indem sie ihre Hand auf meine Stirn legte. Ich fühlte mich von ihrer Stimme, wie von ihrer Bewegung wunderbar getröstet, und da ein Genesender solch ein Verlangen hat, zu leben und des Lebens froh zu werden, küßte ich die Hand, welche mich so sanft berührte.

Ich könnte so glücklich sein, sagte ich — und wir haben viel ertragen, mein armes, theures Weib und ich! fügte ich hinzu.

Ich fühlte, wie meine Mutter vor diesen Worten erschreckend zusammen zuckte, doch überwand sie es und sprach in ihrer früheren Weise: Denke nicht daran, mein Sohn, nur an Deine Genesung denke. Es wird sich Alles finden, wenn Du erst gesund bist, und ich hoffe, wir lernen dann uns wieder verstehen.

Je mehr meine Kräfte sich hoben, desto öfter sprach ich von der Geliebten, und meine Mutter ging immer ruhig darauf ein, da sie bemerkte, wie wohl es mir that, wie sehr es mir das Herz befreite. Sie war durch Mademoiselle Charpentier von allen Umständen unserer Flucht, unserer Trauung und unseres Lebens unterrichtet. Sie zeigte sich voll Mitleid, soweit es mich betraf, sie beklagte mich, wie man ein Kind beklagt, dem ein Fremder ein Unrecht zugefügt. Sie versuchte unmerklich unser ganzes Unglück als die Folge von Claudinens Leichtsinn darzustellen; aber ich konnte mit allen meinen bestimmt gestellten Erklärungen und Fragen nicht ermitteln, ob und wie weit mein Vater in diese Verhältnisse eingeweiht war, ich konnte mit meinen Bitten um ihren Schutz und um ihren Beistand für mich und für meine Frau, keine irgend sichere Zusage erhalten. Mit sanften Beruhigungen, mit Ermahnungen, mich zu schonen, wich sie mir immer aus, und als ich ihr eines Tages erklärte, daß dieser Zustand der Ungewißheit für mich quälender und darum nachtheiliger sei, als jeder andere, daß ich mich daher endlich mit meinem Vater in das Reine setzen wolle, sagte sie mir, daß mein Vater am verwichenen Abende eine kleine Reise angetreten habe, von der er jedoch wiedergekehrt sein würde, noch ehe ich das Zimmer verlassen hätte.

Diese plötzliche Reise meines Vaters, für den kaum eine Nothwendigkeit zu einer solchen denkbar war, und der Hamburg seit Jahren nicht mehr verlassen hatte, machte mich auf das äußerste betroffen. Ich wollte die Veranlassung zu derselben kennen, meine Mutter sagte mir, der Arzt habe ihr ausdrücklich anbefohlen, nicht von Dingen mit mir zu reden, die mir noch ferne lägen, die Reise gehe mich nicht an, und ich würde seiner Zeit schon das Nähere erfahren. Es kam mir dabei vor, als lächle sie verlegen, und da sie mich bald darauf verließ, hatte ich Muße, über den Sinn ihrer Worte, über die Bedeutung ihrer Mienen nachzudenken. Daß die Reise mir und meinen Angelegenheiten gälte, daran zweifelte ich nicht im Geringsten, aber in welchem Sinne und zu welchem Zwecke sie unternommen worden, darüber konnte ich nicht in

das Klare mit mir kommen. Es schien mir unmöglich, daß mein Vater gegen mich, den vom Tode Erstandenen, gegen Claudinen, in dem Zustande, in welchem sie sich grade jetzt befand, irgend etwas Feindliches unternehmen könne. Ich war geneigt, von der Güte meiner Eltern jede Handlung der Vergebung und der Großmuth zu erwarten. Ich hatte Stunden, in welchen jeder Schritt, der auf der Treppe erschallte, mich erzittern machte, weil ich meinte, mein Vater werde kommen, mir die Geliebte, die Gattin zuzuführen; aber diese Stunden waren selten, und sobald ich im Stande war, die Feder zu halten, schrieb ich Claudinen, daß ich umgehend Nachricht von ihr verlange, und sandte den Brief, jetzt, da ich nichts mehr zu verbergen hatte, durch einen reitenden Boten, den mein Diener mir geschafft, nach dem Seehof hinaus.

Meine Gesundheit war so weit hergestellt, daß meine Mutter nicht mehr bei mir wohnte, und ich konnte also am folgenden Abende, als der Bote mir die Antwort der Geliebten brachte, mich dem Entzücken über dieselbe ungehindert überlassen. Mit jener einfachen Anmuth, welche nur sie allein besaß, beschwor sie mich, ohne Sorge um sie zu sein und nur an mich zu denken. Sie sei wohl und kräftig, nichts habe ihre Ruhe und ihre Einsamkeit unterbrochen, meine Mutter habe sich gegen Louisen nicht unversöhnlich gezeigt, mein Vater habe nichts von sich hören lassen, sie gebe sich also Hoffnungen auf eine frohe Zukunft hin, die sie bisher nie zu hegen gewagt. Jeder Posttag solle mir Nachricht von ihr bringen, sie aber bedürfe derselben nicht, denn wenn sie mich dem Leben erhalten wisse, so sei ich auch ihr und unserer Liebe erhalten, und mehr verlange sie nicht.

Der Brief, der meinem Herzen Ruhe gab, that mehr für mich, als alle Mittel meines Arztes. Ich denke noch mit Wollust an den sanften Schlaf, der mich die folgende Nacht erquickte, an die lieben Träume, welche mich wiegten, an das wonnevolle Gefühl der Stärkung, mit dem ich erwachte. Als meine Mutter mich gegen den Mittag besuchen kam, zeigte ich ihr den Brief meiner Frau. Sie zögerte Anfangs, ihn zu nehmen, dann trugen Neugier und Antheil den Sieg in ihr davon, und sie las denselben, während ich mit Spannung ihre Mienen überwachte. Indeß ihr Gesicht blieb ruhig, und den Brief auf die Seite legend, sprach sie: Wie traurig, daß solche Liebe auf keinem reinen Boden aufgewachsen ist, daß ich mich ihrer nicht für Dich erfreuen kann!

Ich wollte auffahren, aber ich unterdrückte es, denn ich hielt mir vor, daß ich auf Widerstand gefaßt gewesen, daß ich meine Mutter zu schonen, und ihre Verzeihung für mich, ihre Theilnahme für uns zu erbitten hatte. Ist's Dir nicht möglich, theure Mutter, sagte ich in freundlicher Weise einlenkend, mir ein Glück zu gönnen, weil ich es nicht auf dem gewohnten Wege fand? Ist's Dir nicht möglich, Dich mit Schritten auszusöhnen, welche Dir einst Thränen des Antheils und der Bewunderung erpreßten, wenn die Helden der Dichtungen sie

thaten, die Du liebst? Verdient das Schicksal, das Lieben und das Leiden lebender Menschen weniger Nachsicht, weniger Erbarmen, weniger gerechte Würdigung, weniger Berücksichtigung der sie zwingenden und fortreißenden Verhältnisse, als die Schicksale erdichteter Gestalten sie überall finden, und auch bei Dir stets gefunden haben? Willst Du härter sein gegen Deinen Sohn....

Meine Mutter unterbrach mich mit sichtlicher Ungeduld. Zwinge mich nicht zu Erörterungen, mein Sohn, sagte sie, sich mühsam beherrschend, für die es zwischen uns noch nicht die Zeit ist. Aber vergiß nicht, daß Du Dein Schicksal freiwillig heraufbeschworen hast, während wir, Dein Vater, Deine Brüder und ich, ohne unser Verschulden die Unehre auf uns lasten fühlen, die Du über uns gebracht hast! Vergiß nicht, daß wir Dir einen reinen Namen mitgegeben haben in das Leben, und daß wir unseren Namen rein und unbefleckt hinab nehmen wollen in die Erde, wenn es Gott gefällt uns abzurufen!

Ich wußte jetzt, woran ich war. Meine Krankheit hatte den Sinn meiner Eltern nicht gewandelt. Dennoch versuchte ich alle möglichen Einwendungen, alle ersinnlichen Vorstellungen. Sie scheiterten sämmtlich, und meine Mutter verließ mich weinend und im Zorne. Ich schrieb sogleich an Claudine, daß ich mich besser befände, daß ich Hoffnung hätte, am nächsten Tage mein Zimmer zu verlassen, und daß ich mich zu ihr verfügen würde, sobald ich erst einmal in das Freie gekommen wäre und frische Luft geathmet haben würde. Ich konnte mich der Vorstellung nicht erwehren, daß mein Vater sich zu ihr begeben habe, daß ihr von dieser Seite irgend ein Schreck, eine Härte drohe. Aber auch diesmal erhielt ich als Antwort die Nachricht, daß es ihr wohl gehe, daß sie ruhig lebe, und der Brief war so sanft, so liebevoll, daß er mich bewegte, noch einmal eine Unterredung, eine Ausgleichung mit meiner Mutter zu versuchen.

Es war zeitig am Tage, als ich mich, den ersten Fußweg nach der Krankheit machend, zu ihr begab. Der schöne warme Morgen, das Gefühl wiedergekehrter Kräfte machte mich heiter. Die Stadt und ihr reges Leben gefielen mir, als hätte ich es nicht von Jugend an gekannt. Die Vierländerinnen mit ihren Blumenkörben mochten mir die gute Stimmung ansehen, denn sie boten mir von allen Ecken Blumen an, und ich kaufte einen schönen Strauß, ihn meiner Mutter mitzubringen. Als ich in mein Vaterhaus kam, fand ich sie jedoch nicht zu Hause. Man sagte mir aber, sie werde bald wiederkehren, sie sei nur zu einer kleinen Besorgung ausgefahren, die sie abzumachen wünschte, ehe sie am folgenden Tage wieder auf das Landhaus hinausziehe. Ich ging also in das Wohnzimmer, sie zu erwarten, und setzte mich an den Platz vor ihrem Arbeitstische nieder. In ihrem Strickkorbe lag unter der Arbeit ein Brief, er trug die Handschrift meines Vaters. Ich nahm ihn hervor, er war mehrere Tage alt und von Berlin gestempelt. Mir hatte man gesagt, daß der Vater

in Bremen sei, und einer unserer Commis, der mich am vorigen Abende besucht, hatte es auch nicht anders gewußt. Wie mein Vater plötzlich nach Berlin gekommen sei, was er dort zu suchen habe, war mir nicht klar, und von meinem sorgenvollen Mißtrauen getrieben, schlug ich den offenen Brief auseinander ihn zu lesen.

Es ist noch in meinen Händen, dieses unheilvolle Blatt, und ich setze seinen Inhalt hieher: Gestern endlich ist der junge Herzog gekommen, hieß es gleich zum Anfange. Sein Aeußeres ist hochmüthig, wie seine Briefe es erwarten ließen. Wir hatten beide keinen Grund, das schriftlich vielfach Erörterte nochmals zu berühren, konnten also gleich zur Sache gehen, und der Herzog that dies auch.

„Ich bin nicht im Stande, es Ihnen Dank zu wissen, mein Herr!" sagte er, „daß Sie mich von dem Leben einer Dame unterrichtet haben, die selbst gefühlt hat, daß sie für ihre Familie todt sein müsse. Wenn ich dennoch Ihrer Aufforderung zu einem Rendezvous Folge leistete, so geschah dies in der Absicht, Ihnen einen Vorschlag zu machen, dessen Annahme ich von Ihrer Seite wohl erwarten darf. — Ihr Herr Sohn hat die jüngste Tochter meines Vaters" — der Herzog nannte sie nicht einmal seine Schwester — „entführt, nachdem er ein namhaftes Capital von uns in Händen hatte, und sie ist ihm angetraut mit ihrem freien Willen. Ich enthalte mich jedes Urtheils über diese Handlungsweise, und gehe gleich zu meiner Anerbietung über!" —

„Ich war wenig begierig, dieselbe kennen zu lernen, da sie bei der hochmüthigen Sprechweise des jungen Herzogs mir im Voraus mißfiel, doch sagte ich, daß ich bereit sei dieselbe zu vernehmen. —"

„Mir muß daran gelegen sein," sprach er kurz und schnell, wie er alles Vorhergehende auch gesprochen hatte, „mir muß daran gelegen sein, ich rede als zu einem Ehrenmanne freimüthig zu Ihnen, die junge Dame, welche Ihr Sohn entführt hat, in eine Lage zu bringen, in welcher ihre und unsere Wege sich künftig in keiner Weise kreuzen. Nehmen Sie also die Frau Ihres Herrn Sohnes, wie sie ein Recht hat es zu fordern, in Ihre Familie auf, lassen Sie sie immerhin als eine verwittwete Dubois gelten, damit unser Name bei dieser Angelegenheit aus dem Spiele bleibe, und empfangen Sie dagegen die Hälfte des bei Ihnen von meinem verstorbenen Vater niedergelegten, und noch in Ihren Händen befindlichen Capitals als die Mitgift Ihrer Schwiegertochter."

„Er sprach das mit einer so anmaßlichen Zuversicht, als mache er uns ein Zugeständniß damit, als müsse ich die Großmuth dieses Anerbietens bewundern, dessen Beleidigendes er in seinem aristokratischen Hochmuthe gar nicht zu ahnen schien. Ich ließ ihn aber die Antwort nicht lange erwarten."

„Ich finde es sehr natürlich, mein Herr Herzog, sagte ich ihm, daß Sie nur an die Wahrung Ihrer Ehre und Ihrer Familieninteressen denken, denn ich bin



Rasend vor Wuth nahm der Herzog die eine, ich griff zur andern Pistole, wir schossen beide — und lautlos sank der Herzog zu meinen Füßen.

meinerseits ganz mit denselben Absichten für meine Familie hiehergekommen. Also Familie gegen Familie, Ehre gegen Ehre, Namen gegen Namen! Denn meine bürgerliche Ehre und mein bürgerlicher Name sind mir eben so heilig und sind eben so makellos, als Ihr Wappen es nur sein kann! Darum aber, mein Herr Herzog, und auch ich rede als ein Ehrenmann zu einem Ehrenmanne, darum aber ist mein Haus eben so wenig dazu gemacht, die ausgestoßenen Mitglieder des Ihren in sich aufzunehmen, als es einen Preis giebt, um welchen ich meinen Namen dazu herleihe, die Schande eines Frauenzimmers zu verbergen, das sich einem jungen Manne leichtfertig in den Weg und in die Arme geworfen hat!"

„Sie sprechen von Ihrer Frau Schwiegertochter, mein Herr! sagte der Herzog mit bitterm Spotte."

„Ich spreche von Ihrer Mademoiselle Schwester, mein Herr Herzog! erwiederte ich ihm."

„Er schwieg und biß die Lippen zusammen. Dann sagte er plötzlich und schnell: „Die Ehe Ihres Herrn Sohnes mit der jungen Dame, die er entführt hat, ist eine Thatsache!" —

„Die heimliche Ehe zweier Minderjährigen ist eine Posse! entgegnete ich ihm."

„Ein noch lebender Priester unserer Kirche hat Ihren Sohn mit seiner Frau getraut, die Ehe ist in unserer Kirche unauflöslich, und es werden sich Mittel finden, Ihren Sohn und Sie zur Anerkennung derselben zu zwingen! rief er heftig."

„Mein Sohn ist minderjährig, antwortete ich ihm, und Protestant. Er hatte kein Recht, irgend eine Ehe ohne meinen Willen zu schließen, und . . ."

„Was denken Sie also zu thun? unterbrach er mich schnell."

„Ich werde alle meine väterliche Gewalt gebrauchen! versetzte ich."

„Das heißt also? fragte er."

„Ich werde, wenn mein Sohn mir nicht Gehör giebt, oder wenn Sie Ihre Schwester nicht mit Sich nehmen, den Fehltritt derselben in Ihrer Familie zu verbergen, die Geliebte meines Sohnes durch die Behörden zu entfernen, und meinen Sohn zu der Heirath zu bestimmen wissen, die ich für ihn mit der Tochter eines meiner Freunde seit Jahren schon beschlossen habe."

„Da er sah, daß es mir Ernst war, blieb er eine Weile still, als gehe er mit sich zu Rathe. Danach fragte er mich in festem Tone: Sie würden also nöthigen Falles die Oeffentlichkeit nicht scheuen. Sie würden zur Wahrung Ihrer Ehre, Ihren Namen der Böswilligkeit des Geredes Preis geben?"

„Die öffentliche Meinung meiner Mitbürger und Standesgenossen wird unbedenklich für mich sein, wenn ich Alles anwende, mein Wort zu halten und die Sitten meines Hauses rein zu bewahren. Sie würde sich gegen mich wenden, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich ein entehrtes Mädchen

als Tochter aufnehme in mein unbescholtenes Haus, wenn ich dem strafbaren Leichtsinne eines Jünglings durch meine Billigung Vorschub leistete. Aber, fügte ich hinzu, weil ich für Sie und für mich dieses Aeußerste zu vermeiden wünsche, weil ich meinem Sohne, der eben eine tödtliche Krankheit überstanden hat, die Aufregung solcher Kämpfe ersparen möchte, habe ich diese Besprechung mit Ihnen gefordert. Und wie Sie mir die Annahme des in meinen Händen befindlichen Kapitals anboten, zur Ausstattung für meine Schwiegertochter, so biete ich Ihnen die gleiche Summe an, als Kapital für den Neffen oder für die Nichte, welche Ihre Schwester Ihnen geben wird!"

„Der Herzog fuhr auf in heftigem Zorne; ich ließ ihn nicht zu Worte kommen."

„Anerbieten gegen Anerbieten! Preis gegen Preis! sagte ich, so ist es Sitte unter den bürgerlichen Geschäftsleuten, zu denen ich gehöre."

„Des Herzogs Miene war sehr finster geworden, der leichtfertig hochmüthige Ton, mit welchem er die Sache Anfangs behandelt, war ganz verstummt. Er wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte, er hatte seine Beleidigung zurückbekommen, wir waren quitt! Das machte mich ruhig."

„Sie beharren also bei Ihrem Vorsatze? fragte er endlich, Sie würden die Gerichte anrufen gegen die Frau Ihres eigenen Sohnes?" —

„Ich würde, wie ich Ihnen sagte, antwortete ich, nöthigen Falles die Gerichte anrufen gegen die Tochter des Herzogs von ***, gegen Ihre Schwester, welche meinen minderjährigen Sohn zu einer heimlichen Ehe verleitet hat!"

„Das kostet Ihnen fraglos Ihren Sohn, wenn er kein Elender ist! rief der Herzog."

„Mein Sohn ist eben fraglos für mich, für meine Familie und für meine Vaterstadt verloren, wenn er der Gemahl Ihrer Schwester bleibt. Unsere Sitten sind Gottlob noch rein!"

„Der Herzog ging im Zimmer ein paar Mal auf und nieder."

„Ist Ihr Herr Sohn im Seehof? fragte er darauf."

„Ich konnte dies verneinen."

„Er besann sich dann noch eine Weile, und plötzlich mit ganz veränderter Haltung an mich herantretend, sagte er: „Ein Ausweg muß gefunden, der Name meines Hauses darf nicht vor die Gerichte geschleppt werden in solchem Handel! Sie mag ernten, was sie gesäet hat, und da Sie es fest verweigern, sie in Ihre Familie aufzunehmen, so muß ein Kloster sie verbergen, sobald es thunlich ist. Aber ich bedarf Ihrer Mitwirkung für diesen Zweck!"

„Als ich ihn auf solchem Punkte angelangt fand, ließ sich weiter reden. Wir kamen überein, was zu thun nöthig, wie seine Schwester vom Seehofe und aus dem Bereiche Emils zu entfernen sei; und morgen gehen wir, Jeder für sich, nach dem Seehof ab."

„In acht Tagen spätestens denke ich zu Hause zu sein. Sorge dafür, Emil so lange ruhig und wo möglich im Zimmer zu halten. Ist die Sache erst beendet, sieht er, daß gar keine Hoffnung für ihn da ist, so wird er sich finden, und mir einst danken, was ich für ihn gethan habe. Du aber nimm Dir seinen augenblicklichen Kummer und seine Verirrung nicht so zu Herzen. Freilich hast Du die romanhaften Neigungen in ihn gepflanzt, und ich habe Dich immer vor den Folgen derselben gewarnt. Aber so weit er sich auch vergessen hat, so ist er doch ein Geschäftsmann geworden, der diesen Komödienstreich bald selbst anders und im richtigen Lichte betrachten wird. Er wird dieser sogenannten heimlichen Ehe und ihrer kostspieligen Unbequemlichkeit wohl auch müde sein. Er wird es uns Dank wissen, wenn man diesem Handel keine Verbreitung giebt, sondern ihn, wie es geschieht, im Stillen unterdrückt. Und an der Seite der ihm bestimmten schönen und verständigen Frau wird er sich dieser Jugendthorheit schämen, bis er sie vergessen haben wird."

Der Brief überraschte mich nicht, er warf mich auch nicht nieder, er gab mir vielmehr das volle Gefühl der Gesundheit zurück. Ich vergaß es, daß ich krank gewesen war, ich empfand nur, wohin ich jetzt gehörte und was ich zu thun hatte.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, verließ ich das Haus. Ich sprach selbst auf der Post vor, mir eine Kalesche und Pferde nach meiner Wohnung zu bestellen, steckte Geld und ein Paar Pistolen, ohne die ich nie zu reisen pflegte, zu mir, und als die Glocke Mittags zwölf vom Thurme schlug, fuhr ich zur Stadt hinaus — um sie durch mehr als vierzig Jahre nicht wieder zu betreten.

Erst als ich mich auf dem Wege befand, und Stunde um Stunde an mir vorüberging, begann ich mich zu fragen, welches die nächsten Absichten des Herzogs und meines Vaters mit Claudinen sein könnten, und wohin man sie bis zur Geburt unseres Kindes bringen werde. Erst jetzt fing der Gedanke mich zu quälen an, daß ich zu spät kommen, daß man sie entfernt, sie mir entrissen haben könnte. Ich malte mir aus, wie man bei ihr eingedrungen, ich sah ihr Entsetzen bei dem Anblick ihres Bruders und meines Vaters, ich hörte ihr Flehen und ihr Klagen — es riß an meinem Herzen.

Bald stellte ich mir das leere Haus vor, in das ich kommen würde, bald fragte ich mich, wem ich dort begegnen würde, ob dem Herzoge oder meinem Vater. Ich dachte die Reden und Gegenreden durch, welche Statt haben mußten, ich wollte mich fern halten von allen Rechtfertigungen und Erklärungen, welche die Liebe mir eingab, und, mich ganz wie jene beiden auf dem Standpunkt der Vernunft haltend, meine Rechte, meine Pflichten beweisen, und darthun, wie ich entschlossen sei, mit Claudine Europa zu verlassen. Ich hatte Augenblicke, in denen mir es unmöglich schien, daß ich kein Gehör finden

könne, andere, in denen ich darüber nachsann, wie ich Claudine auffinden solle, wenn man sie fortgeführt hätte, wie ich meinen Vater dazu zwingen könne, meine Ehe anzuerkennen und die Freiheit meines Handelns nicht anzutasten. Ein Gedanke, eine Möglichkeit jagten die anderen, und als die Dämmerung endlich einbrach, empfand ich nichts mehr, als die vernichtende Unruhe, an mein Ziel zu kommen, und eine das Herz beklemmende Angst. Zehn Mal war ich auf dem Punkte gewesen, vom Wagen zu springen, um laufend die Qual des Stillsitzens nicht zu fühlen, welche die größte Eile der Postillone mir nicht erleichtern konnte. Es waren schwere, lastende Stunden, bis ich den Hügel hinanfuhr, von welchem man am Tage den Seehof erblicken konnte, den mir jetzt die Dunkelheit verhüllte.

Siebenzehntes Kapitel.

Mein ganzes Leben war in meinen Augen, und doch traute ich ihnen nicht.

Siehst Du kein Licht? fragte ich den Postillon, der mich die Straße schon früher ein paar Mal gefahren.

Licht? Im Seehof? fragte er, indem er langsam hinschaute und noch langsamer sprach: da ist Alles dunkel!

Ich hätte um Alles eine andere Antwort haben mögen, denn die Zimmer, welche Claudine und Mademoiselle Charpentier bewohnten, lagen beide nach der Straße. Es war heißes Wetter, die Läden, die Fenster mußten offen, ein Licht in den Zimmern mußte sichtbar sein, wenn die Bewohner in dem Hause waren.

Ich verlor die Lust zum Sprechen, und doch verkürzte es mir die Zeit. Ich hatte schon auf der Station Erkundigungen eingezogen, daß in den letzten Tagen keine Postpferde nach dem Seehofe genommen worden waren; aber in Lagen, wie die meine damals, möchte man von jedem Menschen einen Zuspruch haben, während man doch Scheu vor jedem fremden Worte trägt.

Hast Du irgend welche Wagen die Tage her, hier nach dem Seehof fahren sehen?

Ich? Wagen? wiederholte er, nicht Einen! Da fährt ja außer Ihnen keine Seele hin!

Ich hatte eine augenblickliche Beruhigung, der Mond ging während dessen auf, und endlich erblickte ich Licht in den Zimmern zu beiden Seiten der Thüre. Sie waren also da! Sie mochten ruhig im Garten gewesen und jetzt erst in die Stuben zurückgekehrt sein. Ich athmete zum ersten Male frei und erleichtert auf. Nach zehn Minuten, und noch zehn — meine Kalesche hielt vor der Thüre! — —

Aber noch zwei andere Wagen standen mit angespannten Pferden in dem Hofe.

Ich eilte in das Haus, die Thüren des Flures waren offen, der Knecht, die Magd schrieen auf, als ich kam. Eine völlige Verstörung war hereingebrochen. In dem Wohnzimmer brannten Lichte auf dem Tische. Männerhüte, ein Reisemantel lagen auf dem Sopha. Niemand hörte mein Kommen. Aus der Schlafstube schallte ein leises Aechzen an mein Ohr. Ich stürzte hinein, ich sah Claudine blaß und entstellt auf ihrem Lager liegen, die Augen geschlossen, eine Sterbende.

Claudine! mein Weib! schrie ich und warf mich vor ihr nieder, sie in meine Arme schließend.

Da öffneten sich ihre Augen, da sah ich noch einmal ihren sanften, ihren zufriedenen Blick.

Ach! sagte sie kaum hörbar, indem ihr Kopf sich an meine Brust lehnte, nun ist's gut! nun ist Alles gut!

Ich konnte nicht fragen, was geschehen sei — ich wußte Alles. Ich konnte auch Claudine nicht trösten, nur still im Arme halten konnte ich sie, nicht einmal weinen. Ihr Athem berührte kaum fühlbar meine Wange, ihre Hand ruhte matt und schlaff in der meinen. Sie wollte sprechen, es fiel ihr schwer. Endlich sagte sie leise: Ich hätte doch nicht leben können ohne Dich! Und dann nach einer Weile: Ich muß es sühnen!

Das waren die letzten Worte, die ich von ihren Lippen hörte.

Es regte sich nichts in dem Zimmer, ich saß und hielt sie an meiner Brust, lange, lange! Endlich sank ihr Haupt herab — es war zu Ende! Und weinend warf ich mich auf den geliebten Leichnam, weinend hielt ich die Trümmer meines Glückes in meinen Armen.

Plötzlich fühlte ich mich emporgerissen.

Fort von ihr! rief der Herzog, dessen Erschütterung sich im Zorne Bahn brach. Fort von ihr, Ehrloser! —

Ich sprang auf, er packte mich an der Brust. Ihn von mir abwehrend, sah ich, daß er seinen Degen zog, ich riß ihm denselben aus der Hand und warf ihn zerbrochen vor seine Füße nieder. Meine Pistolen lagen auf dem Tische, auf den ich sie bei meinem Eintritt hingelegt.

Rasend vor Wuth nahm der Herzog die eine, ich griff zur anderen, wir schossen beide — und lautlos sank der Herzog zu meinen Füßen. — —

Mein Vater stand am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ich saß wieder an Claudinens Lager, die Leiche des Herzogs hatte man auf das Sopha gelegt, Louise und die Dienstboten waren um ihn beschäftigt. Da trat mein Vater zu mir heran.

Denkst Du hier zu bleiben? fragte er kurz.

Ich sah in die Höhe. So elend er mich gemacht hatte, es war mein Vater, es waren die Züge, die ich von Jugend an geehrt. Ich war erdrückt von meinem Unglück, mein Weib, meine Zukunft, meine Hoffnungen, Alles war mir verloren — und ich hatte den Bruder meines Weibes getödtet.

Ich warf mich an meines Vaters Brust, ich würde ein tröstendes Wort, ein Wort der Barmherzigkeit von seinen Lippen, ihm mit einem Leben voll Liebe gedankt haben, ich hätte es als die größte Wohlthat empfunden. Mein Vater gewährte es mir nicht — ich hatte es freilich auch nicht von ihm zu fordern.

Denkst Du hier zu bleiben? fragte er noch einmal, und da ich schwieg, sagte er: Du hast Kummer genug gebracht und Elend genug, über mich und mein Haus. Sollen die Mutter und ich es erleben, Dich in den Händen der Criminal-Justiz, Dich als Gefangenen zu sehen?

Ich wußte nicht, was er von mir wollte. Der Gedanke, mein eigenes Leben zu enden, lag mir näher, als der Gedanke, zu fliehen. Und doch, auch zu sterben fühlte ich mich nicht fähig, so lange die holde Gestalt der Geliebten mir noch sichtbar war.

Ich hatte mich wieder zu ihr niedergesetzt, ich wollte sie sehen, mir ihr Bild einprägen, mein Schmerz schien mir das einzig Berechtigte in dieser Welt. Eine geraume Zeit mochte so vergangen sein, als mein Vater aus dem anderen Zimmer meinen Namen rief. Ich begab mich zu ihm.

Es ist Mitternacht vorüber, sagte er. Was hier zu thun ist, werde ich thun. Morgen Mittag um zwei Uhr geht unser Schiff mit der Fluth in See. Wenn Du jetzt von hier abfährst, kannst Du um zehn Uhr auf dem Schiffe sein. Siehe zu, daß Du davon kommst.

Ich habe nichts zu suchen im Leben und in der Welt, sagte ich.

Du hast Dein Leben zu erhalten, damit Deine Mutter Deinen Tod nicht zu betrauern braucht! entgegnete er mir kurz und fest.

Die Erinnerung an meine Mutter riß mich empor und erweichte mir wieder den Sinn.

Und Sie, mein Vater, rief ich, haben Sie kein Wort für den Sohn, der von Ihnen geht in . . .

Er ließ mich nicht zu Ende sprechen.

Ich habe den Befehl für ihn, sich nicht meinen Sohn zu nennen! sprach er streng. Und mit hervorbrechender Leidenschaft fügte er hinzu: Ich habe Dir das Leben gegeben, und einen guten Namen und ein glückliches Loos. Du hast meinen Namen beschimpft, Dein Leben verschwendet, und zum Danke für das glückliche Loos, das ich Dir bereitet, legst Du mir die Nothwendigkeit auf, mir, dem alten, unbescholtenen Manne, dem Senator, Deine Frevel zu verbergen, für Deine Missethaten Rede zu stehen. Mich dünkt, Du hättest nicht eben viel



Ich ging in das Schlafzimmer, ich saß noch eine Weile an Claudinens Lager, ich sa sie noch zum letzten Male.

an mich zu fordern. — Ich aber, ich fordere von Dir, ich befehle Dir, daß Du meinen Namen fortan nicht als den Deinigen nennest, ich befehle Dir, von meinem Hause fern zu bleiben, das, so lange ich in demselben lebe, Dein Fuß nicht wieder betreten soll!

Wir standen stumm und regungslos einander gegenüber. Endlich richtete ich mich auf.

Vater! sagte ich, ist das Ihr letztes Wort?

Mein Schiff steht Dir zu Diensten, versetzte er. Im Uebrigen thue, was Du willst. Ich kann Dich nicht hindern, hier zu bleiben und meinen Namen in die Hände der Justiz zu überliefern.

Ich hatte keine Wahl, aber ich hatte noch eine Pflicht zu erfüllen.

Dieses Besitzthum ist mein, sagte ich, und mein Vermögen ist hinreichend, es mir dauernd zu erhalten. Ich wünsche, daß Mademoiselle Charpentier, wenn sie es will, hier verweile, und von den Zinsen meines Vermögens unterhalten werde.

Was Dein ist, wird Dir bleiben. Du hast darüber zu bestimmen, antwortete mein Vater. Hast Du sonst noch irgend welche Wünsche oder Verpflichtungen, so nenne sie.

Ich wünsche, daß man meine Frau hier in dem Garten unter den beiden Linden zur Ruhe bringe, sagte ich, und der Gedanke, daß man sie in die Erde legen, daß alle diese Schönheit und Holdseligkeit vergehen werde, packte mich wie Wahnsinn an.

Mein Vater bemerkte das nicht.

Willst Du sonst noch etwas? fragte er noch einmal, wie Jemand, der eine lästige Sache ein- für allemal beenden will. Willst Du sonst noch etwas?

Nein, nichts! entgegnete ich.

So lebe wohl! sprach mein Vater, und verließ das Gemach — und ich sah ihn niemals wieder.

Ich ging in das Schlafzimmer, ich saß noch eine Weile an Claudinens Lager, ich sah sie noch zum letzten Male.

In dem Augenblicke, da ich mich aufraffte zu gehen, schlug die Uhr, und melancholisch tönte ihre Melodie durch die Stille: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux!

Es war die Todtenklage um mein Weib und um mein Kind, das mit ihm starb.

Als ich sie verlassen hatte, fuhr ich einsam und verwaist, ein Verstoßener, ein Flüchtling, durch die Nacht dem Meere zu.

Achtzehntes Kapitel.

Damit endeten die Aufzeichnungen, welche das Jugendleben meines Großonkels betrafen. Seine späteren Tagebücher und Memoiren haben mit dem Seehofe nichts gemein. Aus einem Briefe seiner Mutter, der sich unter seinen sorgfältig geordneten Papieren fand, konnte man ersehen, daß er, als er in einem arbeitsvollen Leben mit sich zur Ruhe gekommen war, sich an die Mutter gewandt, und durch sie eine Versöhnung mit seinem Vater nachgesucht hatte. Der Vater hatte sich zu derselben geneigt gezeigt, er hatte dem Sohne auch eine Unterstützung an Geld angeboten, ihn in seinen Geschäften vorwärts zu bringen, aber er hatte gefordert, daß er nicht nach Hamburg zurückkehren solle,

um vergessene Ereignisse nicht in der Erinnerung seiner Mitbürger wach zu rufen. Diese Bedingung und diese Art der Versöhnung waren von dem Sohne zurückgewiesen worden, und der Vater hatte danach jeden Verkehr mit dem Ausgestoßenen verboten, den die Mutter nie vergessen, den die Brüder beklagt und auf dessen Rückkehr sie nicht verzichtet hatten.

Später, als mein Urgroßvater gestorben war, that man Schritte, den Verstoßenen aufzusuchen. Aber seine Mutter war nicht mehr am Leben, und eine innere Erbitterung gegen seine Familie hatte in ihm Platz gegriffen. Sie hatte ihn bewogen, kein Zeichen seines Lebens auf die Aufforderungen zu geben, welche man erlassen. Erst das milde machende Alter hatte ihm die Sehnsucht nach der Heimath, nach den Seinen, und dem Orte eingeflößt, an den alle seine Erinnerungen ihn gebunden hielten.

Wie es meinem Urgroßvater gelungen, die Vorgänge im Seehof, den Tod Claudinens und des Herzogs, den Nachforschungen der Gerechtigkeit zu entziehen, darüber fanden wir keine Auskunft irgend einer Art. Indeß in jenen Tagen allgemeiner Bewegung, in welchen Tausende von Flüchtlingen in Deutschland ein abenteuerndes Leben in wechselnden Verhältnissen führten, und bei dem Ansehen, welches unser Ahnherr in der ganzen Umgegend, als Senator seiner Vaterstadt, genoß, mochte er weniger Schwierigkeiten dabei gefunden haben, als es in unseren ruhigeren Zeiten der Fall gewesen sein würde.

Dagegen war eine Notiz vorhanden, daß die einzig Ueberlebenden der herzoglichen Familie, der zweite Bruder Claudinens und deren verwittwete Schwester, zur Zeit des Kaiserreichs in ihr Vaterland zurückgekehrt, die Leichen der im Seehof beerdigten Geschwister nach Frankreich hatten bringen lassen, um sie in der Familiengruft des Stammschlosses zur Ruhe zu bestatten.



Und damit mögen denn diese Erinnerungen an das Leben eines Mannes schließen, der uns theuer war durch seines Herzens Milde, wie durch seinen klaren Sinn. Und der Ausspruch, mit dem er seine Jugendgeschichte beginnt,

soll auch das Ende dieser Aufzeichnungen machen: „Jedes Leben ist eine Reihe von Ursachen und Folgen, die zum Theil nicht in uns liegen. Glücklich genug der Mensch, der ohne schwere Reue zurückschauen kann, der sich an einen Wechsel von Freuden und von Schmerzen zu erinnern hat, der sich nicht sagen muß: ich konnte nicht herstellen und nicht sühnen, was ich durch meine Irrthümer zerstört und gefehlt, ich konnte denen nicht lohnen, diejenigen nicht beglücken, die ich liebte und die mich geliebt.“

Lewald, Fanny

Der Seehof

Berlin 1860